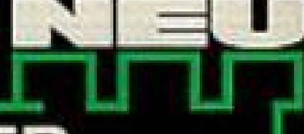
1,80 DM / Band 559
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Kapitän Sensenmann

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Kapitän Sensenmann

John Sinclair Nr. 559

von Jason Dark

erschienen am 21.03.1989

Titelbild von J. Gurney

Sinclair Crew

Kapitän Sensenmann

Vor gut 200 Jahren beherrschte er als gefährlicher Pirat den Atlantik vor der Küste Cornwalls. Kein Handelsschiff war vor ihm sicher. Er und seine Mannschaft glichen Phantomen und waren nicht zu fassen.

Er war ungewöhnlich, brutal und hinterlistig. Seine Mannschaft bestand nur aus Frauen. Ihm selbst gaben die Menschen den Namen »Käpt'n Sensenmann«!

Mit dem Teufel stand er auf du und du…

Der Sturm tobte mit elementarer Wucht um das alte Haus. Er rüttelte an den Dachpfannen wie ein wildes Tier, sprang gegen den Anbau und zerrte dort derart stark an den Fensterläden, daß diese klapperten wie ein altes Gebiß.

Manchmal schlief er für Sekunden ein, dann brauste er wieder auf und überfiel das Haus erneut. Nicht weit entfernt, wo das Wasser der See zu haushohen Wellen hochschäumte, wuchtete er die gewaltigen Massen gegen die hoch aufragenden Felsen, so daß an ihnen eine breite Spur aus Gischt in die Höhe stieg, sich überstürzte und erneut in die anrollenden Wassermassen krachte.

Die zwei Frauen hockten in der Küche. Ihre Gesichter waren blaß geworden. Ein Tisch trennte die beiden Personen. Hin und wieder schielten sie mit besorgten Blicken zur Tür, an der der Sturm rüttelte…

Eine Kanne mit heißem Tee stand auf dem Tisch. Aus den Tassen stiegen blasse Dampfwolken.

Mutter und Tochter schauten sich an. Auf den Lippen der jüngeren Frau lag ein dünnes Lächeln, nicht so auf denen der älteren. Sie blickte sehr ernst. Ihren Augen war anzusehen, daß sie noch vor kurzem geweint hatte.

Die Mutter nickte. »Ja«, sagte sie leise, »das ist wieder eine solch fürchterliche Nacht. Da wird das Meer zu einer kochenden Hölle und schleudert ihn aus der Tiefe.«

Gayle Bowman seufzte, trank Tee und verstärkte ihr Lächeln.

»Daran glaube ich einfach nicht, Mutter. Aber um dir einen persönlichen Gefallen zu tun, bin ich hier. Wir müssen ein für allemal Schluß machen mit diesen Gespenster-Geschichten.«

»Du kommst aus der Stadt, Gayle. Du wohnst schon lange dort, bist eine Polizistin. Ich freue mich, daß du diesen Weg eingeschlagen hast, der auch erfolgreich gewesen war, aber hüte dich davor, deine Kindheit und Jugend zu vergessen, die du hier verbracht hast.«

»Als Kind hast du mich damit erschrecken können.«

Harriet Bowman schüttelte den Kopf. »Gayle, ich sage dir, Käpt’n Sensenmann ist auch heute noch da. Es wird kommen, ich spüre es. Dein Vater hat ihn versucht zu stellen. Es ist ihm nicht gelungen. Er stürzte von den Klippen. Man fand ihn mit zerschmetterten Knochen.«

»Ich dachte, es wäre ein Unglücksfall gewesen«, erwiderte Gayle staunend. Sie strich durch ihr kurzgeschnittenes Haar, das über der Stirn eine moderne Igelfrisur zeigte. Das Braun der Haare wiederholte sich in ihren Pupillen.

»Im Prinzip war es das auch. Ich und einige andere Personen sind davon überzeugt, daß *er* deinen Vater damals geholt hat.«

»Du meinst diesen Kapitän.«

»Richtig.«

»Hast du ihn denn gesehen, oder existiert er nur in deiner Phantasie?«

Harriet Bowman bekam einen fast bösen Blick. »Nein, ich habe ihn nicht gesehen.« Sie schob sich vor, das Kinn schwebte über der Tasse. »Aber ich weiß, daß es ihn gibt. Wer ihn sieht, ist verloren, Gayle. Für den gibt es kein Zurück mehr.«

»Nun ja, das…«

»Du solltest daran nicht zweifeln, du…« Sie unterbrach sich, da wieder eine Sturmbö heranorgelte, die wie mit Pranken gegen das Haus schlug, so daß es in den Grundfesten erzitterte. »Es gibt Menschen, die haben ihn von Ferne gesehen. Er ist ein Monster, ein Untier, ein fürchterliches Wesen, das nur mehr aus einer tiefen Rache und Mordlust besteht. Jedem, der von ihm weiß, steckt die Angst in den Knochen. In den letzten Monaten hat es sich verschlimmert. Aus den Dörfern hat er wieder seine Opfer geholt. Stets geschah dies in stürmischen Nächten. Begreife das doch endlich einmal, Gayle!«

Die fünfundzwanzigjährige Polizistin legte ihre Hand auf die ihrer Mutter. »Deshalb bin ich ja zu dir gekommen. Ich möchte erleben, wie es ist, wenn er kommt.«

»Das wirst du auch – vielleicht«, schränkte sie ein.

»In der letzten Nacht jedenfalls ist nichts geschehen.«

»Das kann sich ändern, aber ich hoffe, daß er nicht kommt.«

Gayle leerte ihre Tasse und schenkte Tee nach. »Was ist eigentlich mit den Frauen geschehen, die verschwanden?«

»Niemand weiß es.«

»Und was sagt die Legende?«

»Es gibt verschiedene Versionen. Ich habe sie dir schon erzählt. Einmal heißt es, daß der Käpt’n dem Kannibalismus frönt, zum anderen wird behauptet, daß er die Frau an die Rah hängt.«

»Dann kommt er mit dem Schiff.«

»Mit einem Geisterschiff, das vor langer Zeit gesunken ist. Aber es tauchte immer wieder auf, Gayle. Immer wieder…« Harriet seufzte.

Mit einer müde wirkenden Bewegung wischte sie über ihre Augen.

»Ich will dich nicht noch mehr ängstigen. Wir wollen dafür beten, daß er nicht bei uns an die Tür klopft.«

»Wenn doch?«

»Dann weiß ich auch nicht mehr weiter.«

Gayle lächelte schmal. »Aber ich, Mutter.« Sie hob den dunkelroten Pullover an der linken Seite hoch. Dort befand sich die Waffe, ein stupsnasiger Revolver. Er steckte in einer glatten Halfter. »Damit, Mutter, werde ich ihn zum Teufel schicken.«

»Meinst du?«

»Natürlich.«

Harriet winkte ab. »Wenn das mal so einfach wäre, Kind. Ich bin fest

davon überzeugt, daß du es nicht schaffen wirst. Nicht mit Kugeln, denn dieser Unhold ist aus den Tiefen der Hölle gestiegen…«

»Nicht aus dem Wasser?«

»Es kommt aufs gleiche raus. Du kannst ihn nicht erschießen.«

»Wie soll ich ihm dann beikommen?«

»Man muß ihn beschwören. Weihwasser könnte…«

Das Lachen der Tochter unterbrach Harriet Bowman. »Aber Mutter, doch nicht damit. Nein, keine Sorge, wir packen das schon. Glaube es mir. Ich werde ihn schon richtig begrüßen – wie er es verdient. Glaube mir, Mutter.«

»Du mußt es wissen.«

Gayle stand auf. Sie zog ihren Pullover zurecht und schritt auf die Tür zu.

»Wo willst du hin, Kind? Nach draußen?«

»Nicht bei dem Sauwetter. Ich möchte nur schauen, ob er kommt.«

»Es ist zu dunkel.«

»Ich weiß.« Gayle hatte das Fenster neben der Tür erreicht. Sie brachte ihr Gesicht bis dicht an die Scheibe, um überhaupt etwas erkennen zu können.

Es war schwer. Um das Haus herum tobte tatsächlich eine Hölle.

Der Orkan pfiff und heulte. Gayle kannte dies aus ihrer Kindheit, wenn die Herbststürme einsetzten. Ihr Haus stand den Klippen am nächsten. Bei klarem Wetter konnte sie bis weit über das Meer schauen, heute allerdings sah sie nicht viel. Die Nacht besaß eine schwarze Farbe, von der sich nur der Himmel abhob. Er zeigte ein Muster aus grauen, gewaltigen Wolken, die der Sturm vor sich herscheuchte wie eine Horde Tiere.

Sie bildeten ein unheimliches Muster und paßten sich diesem Spiel der Gewalten genau an.

Gayle drehte sich wieder um. »Ich sehe ihn nicht«, erklärte sie und streifte ihre Hände an den Hosenbeinen der Jeans ab.

»Es ist auch zu dunkel.«

»Vielleicht sollte ich hinausgehen.«

Harriet Bowman erschrak. Sie stemmte sich hoch. Sorge flackerte in ihrem Blick. »Um Himmels willen, Gayle, du bist wahnsinnig. Bei diesem Orkan kannst du nicht das Haus verlassen. Die Gewalten würden dich packen und über die Klippen hinwegschleudern.«

Die Polizistin winkte ab. Sie arbeitete in Bristol mitten in der Hafenszene. Da war sie schon einiges gewohnt, auch was Sturm und Wind anging. »So tragisch sehe ich das nicht, Mutter. Aber etwas anderes: Wenn dieser Kapitän Sensenmann erscheint, dann kommt er doch stets mit seinem Schiff. Oder nicht?«

»Niemand weiß es genau. Es ist nur bekannt, daß er und sein Schiff existieren, wobei man nicht von einem normalen Schiff ausgehen

kann. Gayle. Es ist ein Zweimaster, der vor langer Zeit sank. Der Kapitän war ein Pirat und…«

»Das hast du erzählt. Sogar mit einem Holzbein, nicht?«

»Richtig, Gayle. Man sagt, daß er damit gegen die Tür klopft, wenn er jemand holen will.«

»Dann muß er laut klopfen, um das Heulen des Sturms zu übertönen.«

Harriet Bowman streckte abwehrend die Hand aus. »Bitte, Gayle, keinen Spott. Es ist nicht der richtige Zeitpunkt, um sich über ihn lustig zu machen.«

»Okay, das sehe ich ein, aber…«

»Gleich ist Mittemacht!« flüsterte die ältere Frau. »Um diese Zeit erscheint er. Das ist seine Stunde, Kind.«

Die Polizistin, schaute auf die Uhr. »Da haben wir noch drei Minuten Zeit.«

Ihre Mutter nickte. Sie hatte sich wieder gesetzt und die Hände gefaltet zum Gebet auf den Tisch gelegt. Ihre Lippen bewegten sich dabei, ohne daß ein Laut zu hören war.

Auch Gayle hielt sich zurück. Sie wußte, wann sie zu schweigen hatte. Es war nicht einfach für sie, an das zu glauben, was ihre Mutter erzählte. Instinktiv fühlte sie, daß sie sich jetzt zurückhalten mußte. Ihrer Mutter war es sehr ernst. Gayle besaß Menschenkenntnis genug, um sie jetzt nicht zu stören.

Eigentlich wollte sie sich hinsetzen. Sie konnte sich einfach nicht überwinden. Zwischen Tür und Tisch blieb sie stehen und wartete die Zeit bis Mitternacht ab.

Noch tat sich nichts.

Die Sekunden verrannen. Im Haus sprach niemand ein Wort. Der Sturm tobte noch. Manchmal produzierte er schreiende Geräusche, als lägen Tiere im Sterben.

Noch eine Minute.

Obwohl Gayle es nicht wollte, spürte auch sie die drückende Spannung, die zwischen den vier Wänden lag. Die Atmosphäre war eine andere geworden. Sie hatte sich regelrecht aufgeladen.

Der alte Ofen in der Ecke verbreitete eine zu große Hitze. Gayle fühlte sich plötzlich unwohl. Obwohl sie nicht an die Worte ihrer Mutter glaubte, überkam sie dennoch der Eindruck, daß gleich – um Mitternacht – etwas Fürchterliches geschehen würde.

Von einem Augenblick zum anderen schlief der Sturm ein. Völlig übergangslos und überraschend.

Noch wenige Sekunden bis Mitternacht.

Mutter und Tochter schauten sich an. In Harriet Bowmans Augen schimmerten Tränen. »Er wird kommen«, flüsterte sie. »Ich bin fest davon überzeugt, daß er kommen wird. Es gibt keinen anderen Weg,

glaub mir.«

»Okay, Mutter.« Gayles Stimme klang heiser. Nervös fuhr sie mit der Zungenspitze über die Lippen. Sie wartete darauf, daß der Sturm wieder auftoste, es blieb ruhig.

Die letzten Sekunden vertickten.

Mitternacht!

Harriet Bowman öffnete den Mund. Sie wollte noch einmal Luft holen, zu spät.

In die Stille hinein klang das Pochen gegen die Tür überlaut. Dreimal schlug jemand von außen her mit einem Stock oder einem ähnlichen Gegenstand vor das Holz.

Harriet Bowman erstarrte.

Gayle bewegte nur ihre Hand, die kroch unter den Pullover und umfaßte den Griff des Revolvers. Selbst sie, die noch nicht an Käpt'n Sensenmann glauben wollte, spürte den leichten Schauer auf ihrem Rücken.

Das letzte Echo verebbte.

Stille…

Nicht sehr lange, höchstens für die Dauer von zwei, drei Atemzügen. Dann flog die Tür von einem wuchtigen Stoß getreten, nach innen. Sie schwang zurück und hämmerte noch gegen die Wand, wo sie zur Ruhe kam.

In der offenen Tür aber stand er – Käpt'n Sensenmann!

***

Harriet Bowman gab einen erstickt klingenden Laut von sich. Sie sah die Gestalt und spürte, wie ihre Knie allmählich weich wurden.

Dann sank sie zurück, fiel auf die Stuhlkante und riß das Möbel durch den Druck um. Zusammen mit ihr fiel es zu Boden.

Gayle hätte gern den Kopf gedreht, um nach ihrer Mutter zu schauen, es war ihr nicht möglich. Der schreckliche Anblick des unheimlichen Gastes nahm sie zu sehr gefangen.

Harriet Bowman hatte einmal davon gesprochen, daß der Kapitän aussehen würde wie der Tod persönlich. Diese Beschreibung traf tatsächlich zu. Die Gestalt des Sensenmanns bestand fast nur aus bleichen, vom Meerwasser ausgewaschenen Knochen.

Er war ein Skelett!

Brustkorb, Schultern, Arme, der Kopf, das rechte Bein, ein einziger Knochenwirrwarr. Auf dem Schädel jedoch saß ein schwarzer Dreispitz, als wäre er dort festgeklebt worden. In der rechten Hand hielt die Gestalt einen Säbel. Die Spitze berührte den Boden. Es sah so aus, als wollte er sich darauf abstützen.

Das linke Bein war vom Oberschenkel bis zum Knie hin als Knochen vorhanden. Im Gegensatz zu dem Rest. Vom Knie abwärts bildete eine

Holzprothese die Stütze. Im Gegensatz zu den Knochen schimmerte sie hell- bis dunkelbraun.

Das alles nahm Gayle mit einem Blick wahr. Sie akzeptierte es auch.

Ein wenig lächerlich und gleichzeitig auch makaber fand sie den Vogel auf der rechten Schulter. Er hockte dort, als wäre dies sein angestammter Platz.

Es war ein Papagei, dessen Gefieder schimmerte, als hätte man es in Blut getunkt. Der bleiche Schnabel wiederum paßte in seiner Farbe zu den Knochen. Er hing weit über, vergleichbar mit einer übergroßen Nase. Das Tier hatte sein Gefieder aufgeplustert. So hockte er auf den blanken Schulterknochen und bewegte sich nicht. Er stand ebenso still wie der Knochenmann selbst.

Nur aus der Ferne war das Rauschen der Brandung zu vernehmen, wenn sie gegen die Klippen schlug.

»Verdammt!« keuchte, Gayle, »was willst du? Woher kommt du?«

Sie kam sich bei dieser Frage selbst dumm vor, aber ihr war einfach nichts anderes eingefallen.

Eine Antwort bekam sie nicht. Der Sensenmann starrte sie an, obwohl man bei seinen leeren Augenhöhlen davon eigentlich nicht sprechen konnte. In der Legende hieß es, das wußte Gayle von ihrer Mutter, daß sich der Käpt’n nur junge Frauen holte und sie verschleppte.

Für Gayle stand längst fest, daß sie das nächste Opfer dieser Gestalt sein sollte.

»Aber nicht mit mir!« flüsterte sie und dachte daran, was sie ihrer Mutter vorher demonstriert hatte. Der erste Schock war verflogen, zurück blieb eine gewisse Furcht, aber auch die mußte sie überwinden. Abermals schob sie sehr langsam den Pullover in die Höhe und zog den stupsnasigen Revolver.

Noch immer rührte sich die Gestalt nicht.

Das Schießen hatte man ihr auf der Polizeischule beigebracht.

Diesmal zielte Gayle supergenau.

Das Loch der Revolvermündung war ebenso dunkel wie die Augenhöhlen des Unheimlichen. Die Waffe schien in ihrer Hand zu brennen, sie mußte etwas unternehmen.

Gayle Bowman schoß!

Das Krachen der Waffe klang in dem kleinen Raum überlaut.

Selbst sie erschreckte sich, obwohl sie damit gerechnet hatte. Die Kugel hämmerte gegen die Knochengestalt, und der rote Papagei auf der Schulter krächzte wütend auf, als das Geschoß dicht unter der rechten Augenhöhle den Knochenschädel traf.

Gayle hoffte, daß der Schädel zerspringen würde. Sie rechnete damit, Splitter zu sehen, doch der Sensenmann blieb auf der Stelle stehen. Die Kugel war von seinem Schädel abgeprallt! Als deformierter

Querschläger hatte sie ein Loch in einen der Deckenbalken geschlagen.
Gayle wollte es nicht glauben.
Noch einmal feuerte sie. Diesmal jagte sie die Kugel gegen die bleichen Gebeine des Brustkorbs, ohne allerdings etwas erreichen zu können. Der Sensenmann blieb stehen.
Gayle Bowmans Gesicht verlor an Farbe. Auf einmal war sie bleich wie eine Wand geworden. Die Mundwinkel zitterten. Der rechte Arm sank nach unten, die Waffe kam ihr so nutzlos vor. Ihr wurde in diesen Augenblicken klar, daß sie das Skelett unterschätzt und ihre Mutter mit den Warnungen recht gehabt hatte.
Es war nicht zu töten, nicht auf diese Art und Weise.
Käpt'n Sensenmann trat vor. Er bewegte zuerst das rechte Bein.
Als der Fuß wieder mit den alten Bohlen Kontakt bekam, glaubte Gayle, das Knirschen der Knochen zu hören. Es stimmte nicht, der nächste Laut, der entstand war das dumpfe Geräusch, als die Prothese dumpf auf das Holz schlug.
Der erste Schritt lag hinter ihm, es folgte der zweite und das gleichzeitige Krächzen des roten Papageis. Aus seinem Maul drangen schaurige Laute. Sie kamen Gayle vor, als würde der Vogel sie auslachen.
Beim dritten Schritt, der die Distanz zwischen Mensch und Monstrum schon wesentlich verkürzt hatte, bewegte der Sensenmann den rechten Arm und damit auch den Säbel.
Er besaß einen golden schimmernden Griff. Die Waffe schwang nach vorn. Sie war gepflegt, wirkte wie neu. Gayle spürte den Luftzug, als die Klinge dicht vor ihrem Gesicht in die Höhe schwebte und wieder zurückkippte. Jetzt ahnte sie auch, wie dieser Unheimliche sie töten wollte. Endlich bewegte sie sich.
Mit einem Sprung erreichte sie den Tisch, stand an der Breitseite, wollte weiter zurück und hatte vergessen, daß ihre Mutter dort lag.
Mit der rechten Hacke zuerst stolperte sie über den Körper. Gayle fiel zurück. Ihre Armbewegungen glichen den verzweifelten Bemühungen eines Nichtschwimmers, sich über Wasser zu halten.
Als sie fiel, krächzte der Papagei laut auf. Es kam ihr vor wie ein Signal des Todes.
Dann war er da!
Gayle wunderte sich noch über seine Schnelligkeit. Sie war dabei, sich aufzurichten, doch der plötzliche Druck gegen die Magenwände raubte ihr die Luft.
Kapitän Sensenmann hatte das Ende seiner Prothese gegen den Körper der Frau gedrückt und schob sie wieder zurück. Sie konnte nichts tun, lag auf dem Rücken und wußte, während sie den Mund weit öffnete, daß ihre Gesichtsfarbe eine andere wurde. Luft bekam sie kaum noch. Über ihre Lippen drangen würgende Geräusche, vermischt

mit Speichel, der seinen Weg über das Kinn bis zum Hals fand.

Über ihr blieb er stehen. Leicht vorgebeugt, damit sie genau in sein Gesicht schauen konnte.

Kein Gesicht, eine knöcherne Horrorfratze, nichts anderes war dieser Knochenschädel.

Gayle nahm seinen Geruch wahr. Er stank nach altem Wasser, nach Salz und Moder.

Der Papagei ›lachte‹. Es bestand aus krächzenden und glucksenden Lauten, die er der Frau entgegenschleuderte. Noch immer hielt sie den Revolver in der rechten Hand, wollte noch eine Kugel opfern, das merkte auch der Sensenmann. Auch er war bewaffnet und bewies dies auf grausame Art und Weise, denn er drückte die Spitze des Degens gegen Gayles Handrücken.

Sie schrie auf. Aus der Schnittwunde rann das Blut auf den Bohlenboden.

Unwillkürlich hatte sie den Kopf zur Seite gedreht und kam dem Unheimlichen damit genau entgegen.

Den Säbel sah sie nicht, dafür den Schatten der Waffe, die sie mit ihrer Breitseite zwischen Ohr und Stirn erwischte. Der hart geführte Schlag ließ sie aufschreien, es wurde dunkel vor Gayles Augen, dann wieder hell, danach schwammiggrau, und der nächste Hieb erwischte sie an der gleichen Stelle.

Unzählige Lichter explodierten in ihrem Kopf. Sie sprangen weg – und verloschen.

Aus, vorbei…

Jegliche Kraft rann aus ihrem Körper. Sie öffnete die rechte Faust.

Der Revolver glitt hervor. Mit der Mündung zuerst blieb er in der kleinen Blutlache liegen.

Ein fürchterliches Lachen durchtoste den Raum. Weit hatte der Papagei den Schnabel aufgerissen. Er freute sich über diese Aktion, und er kommentierte schon die nächsten Schritte.

»Tot!« kreischte er. »Tot, sie wird sterben. Wie die anderen, wie die anderen. An die Rah mit ihr, an die Rah mit dieser verdammten Hexe! An die Rah…«

Der Sensenmann kümmerte sich nicht um das Geschrei. Er bückte sich und bekam einen Arm der Bewußtlosen zu fassen. Wie einen Sack schleifte er sie dem Ausgang entgegen.

Bei jedem Schritt schlug auch seine Prothese dumpf auf. Es klang wie ein langsam geschlagener, tödlicher Trommelwirbel…

***

Etwas kam von der Seite, spülte gegen ihr Gesicht, schlug über dem Körper zusammen, drang auch in den Mund, die Augen, die Nase und sorgte dafür, daß sie aus der Tiefe der Bewußtlosigkeit wieder an die

Oberfläche klettern konnte.

Man hatte die junge Polizistin nicht zum erstenmal ins Reich der Träume geschickt, das Erwachen war immer anders und trotzdem gleich. Nur hatte es sie bei den beiden vorherigen Malen nicht so vehement getroffen wie diesmal.

Sie spie das Wasser aus, sie hustete und spürte bei jedem Durchhusten die Schmerzen wie Stiche in ihrem Schädel. Auch ihre rechte Hand brannte, als würde Feuer über sie hinwegstreifen.

Gayle kam nicht zurecht. Eine zweite Welle überspülte sie derart wuchtig, daß sie trotz des dumpfen und schmerzenden Gefühls im Kopf den Gedanken zusammenbrachte, daß sie sterben würde. Elendig ertrinken oder…

Das Wasser verlief sich.

Gayle riß die brennenden Augen auf. Klar sehen konnte sie nicht.

Weit über ihr war alles grau. Vielleicht ahnte sie, daß es sich dabei um den wolkenbedeckten Nachthimmel handelte, genau wußte sie es nicht. Sie spürte nur, daß etwas Hartes unter ihren Rücken geschoben wurde. Jemand hob sie hoch.

Dumpfe Schläge erreichten ihr Ohr. Der Abstand der Echos konnte als regelmäßig gelten, und gerade diese Laute gaben ihr die Erinnerung wieder zurück.

Die Warnungen ihrer Mutter, das Erscheinen des skelettierten Kapitäns, das dumpfe Klopfen der Prothese auf den Bohlen. Eben diese Geräusche wiederholten sich.

Das Resultat stand plötzlich fest.

Sie, Gayle Bowman befand sich auch nach dem Erwachen aus der Bewußtlosigkeit noch in der Gewalt dieses knöchernen Monstrums.

Eine fürchterliche Vorstellung, die sie fast an ihrem Verstand zweifeln ließ. Die ersten Schauer der Angst durchschüttelten ihren Körper. Erst jetzt fiel ihr der Schmerz in ihrer rechten Schulter auf. Er kam nicht von ungefähr, denn der Knöcherne schleifte sie kurzerhand hinter sich. Er hielt ihren Arm dicht über dem Gelenk fest, und die Echos der Prothese entstanden auf feuchten, alten, dennoch irgendwie harten Planken.

Die Umgebung huschte wie ein schattenhafter Film an ihren Augen entlang.

Gayle erkannte irgendwelche Aufbauten, Segelmasten, Fetzen der Takelage, der Leinwand, brüchiges Holz, ein gewaltiges Steuerrad.

Da wußte sie, wo der Kapitän sie hingeschleppt hatte.

Auf ein Schiff.

Und nicht nur dort, auf *sein* Schiff!

Aus den Tiefen des Meeres war es gestiegen. Mit zerfetzten Segeln und peitschender Takelage flog es über die Meere, als wäre sein Ziel die Hölle.

Die alte Legende war zu einer fürchterlichen Wahrheit geworden.

Gayle hatte nicht daran glauben wollen, weil es ihr einfach nicht in den Schädel hineinwollte, nun würde sie auch das bittere Ende miterleben.

Wie sah es aus?

Ihre Mutter hatte von Kannibalismus gesprochen. Allein der Gedanke daran ließ sie aufschreien. Als wehrloses Opfer schleifte sie der Knöcherne über das Deck des schwankenden Seglers, den die Wellen in die Täler schoben oder auf ihren Rücken reiten ließen.

Noch immer kochte das Meer. Der Sturm peitschte das Wasser zu Bergen oder Figuren hoch, die manchmal über dem Schiff zusammenschlugen, als wollten sie es verschlingen.

Eine andere Frau hätte vielleicht aufgegeben, nicht Gayle Bowman. Hinter ihr lag keine normale Ausbildung. Als Polizistin hatte man ihr eingebleut, wie sie sich in gewissen Situationen verhalten mußte. Was sie jetzt erlebte, war zwar nicht eingeplant gewesen, aber ihr Widerstandswille hatte der Kapitän nicht brechen können.

Trotz der wahnsinnigen Schmerzen in ihrem Kopf dachte sie darüber nach, wie sie sich aus der Lage befreien konnte.

Noch ging es nicht. Der untote Pirat schritt auf den Bug des großen Schiffes zu. Er ging sicher wie ein normaler Mensch, trotz dieser Behinderung, und der Papagei hockte auf seiner Schulter, als wäre er ein deformierter Klumpen Blut, aus dem ein heller Schnabel hervorstach.

Wie eine Mauer ragten die hohen Bugwände vor ihr auf. Das Schiff trieb steuerlos über das Meer. Trotzdem glaubte Gayle, daß es einen gewissen Kurs hielt.

Eine Erklärung wußte sie nicht zu geben, sie war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

Auf dem alten Kahn brannte keine Positionsleuchte. Das Deck war düster, aber nicht finster. Vor ihr gleißte etwas. Zuerst dachte Gayle an ein Licht, bis sie den Gegenstand besser erkennen konnte. Die geöffnete Kiste stand fast an der Bordwand, umrahmt von alten Tauen, einer Eisenkanone und einem halb zersplitterten Knochenschädel. Die Kiste lag auf der Seite. Deshalb hatte der Inhalt herausfallen können.

Gold, Geschmeide, Perlen. Kostbare Beute, die der Pirat im Laufe der Jahre gesammelt hatte.

Neben der Kiste blieb er stehen und löste seinen Griff. Gayle Bowman schlug schwer mit der Schulter und dem rechten Arm auf das Deck. Ruhig blieb sie liegen. Nur keinen Verdacht erregen, sich nur nicht anmerken lassen, daß sie erwacht war.

Aus halb geöffneten Augen schielte sie zur Seite, wo einige Taue auf eine Rolle gedreht waren. Über ihr schaukelten zerstörte Segel und Fetzen der Takelage. Der Sturm peitschte sie. Einige lose Enden

wirbelte er sogar bis über die breite Bordwand.
Flaschenzüge mit zwei Rollen verbanden die Taue der Takelage mit denen an Deck. Auch sie schaukelten im Sturm, ächzten und knarrten. Der Kapitän drehte der Polizistin seine linke Seite zu. Er beobachtete sie nicht, deshalb wollte sie es versuchen.
Gayle stemmte sich hoch. Der Kopf schien explodieren zu wollen, so hart durchzuckten ihn die Schmerzstöße. Tränenwasser drang in ihre Augen, aber sie biß die Zähne zusammen und dachte sich, daß sie es einfach schaffen mußte, auch wenn ihr rechter Handrücken aussah, als wäre er eine einzige Wunde.
Gayle kam nicht auf die Füße, denn dieser verfluchte Sensenmann reagierte gedankenschnell. Er mußte die Bewegung wahrgenommen haben, schattenhaft nur, aber er drehte sich auf der Stelle.
Und mit ihm sein Säbel. Den rechten Knochenarm hob er kurz an, dann stieß er ihn nieder.
Die Waffe hätte Gayle in der Körpermitte getroffen, wenn sie nicht noch schneller gewesen wäre.
Sie warf sich zur Seite, die mörderische Spitze verfehlte sie um Haaresbreite. Dicht neben ihre Hüfte rammte sie in die Planken, wo sie zitternd steckenblieb.
Der Sensenmann zog die Waffe mit einem heftigen Ruck wieder hervor. Er fuhr herum, da aber stand die Polizistin längst auf den Beinen und sprang zurück.
Auch der zweite Streich verfehlte sie.
Eine Waffe besaß sie nicht, doch ihre Blicke glitten über das Deck und blieben an einem Kantholz hängen. Damit konnte man auch ein Skelett zertrümmern.
Auch der dritte Streich verfehlte sie, denn Gayle drehte sich auf der Stelle und sprang gleichzeitig auf das Kantholz zu. Sie bückte sich noch während des Sprungs, riß das schwere Stück hoch, lief einige Schritte und wandte sich um.
Fast hätte sie geschrien, so dicht stand Käpt'n Sensenmann vor ihr.
Die Waffe befand sich schon auf dem Weg nach unten, aber Gayle war schneller.
Mit einem blitzschnellen Tritt hämmerte sie die Fußspitze gegen das hölzerne Standbein.
So fest stand die Prothese nicht auf dem Boden. Der Sensenmann verlor den Halt und kippte zurück. Gayle lachte auf, als er auf die Planken krachte, wieder hochkam und das Kantholz jetzt über seinem schwarzen Dreispitz schweben sah.
Der Papagei hatte die Schultern seines Besitzers verlassen und umflog kreischend die Köpfe der beiden unerbittlichen Gegner.
Gayle schlug zu und schrie dabei.
Das Kantholz krachte mit elementarer Wucht auf den Dreispitz des

Sensenmanns. Die Kopfbedeckung wurde eingebeult, eigentlich hätte der Schädel splittern müssen, doch es war so wie bei den Schüssen.

Das Kantholz traf zwar, aber es sprang förmlich wieder zurück. So war Käpt'n Sensenmann nicht zu vernichten.

Das wurde Gayle innerhalb von Sekunden klar. Sie wankte zurück, das Kantholz war in ihren Händen einfach zu schwer geworden, dann passierte es.

Die Frau hatte nicht achtgegeben und war mit dem rechten Fuß in die Öffnung einer Taurolle getreten.

Eines der Enden berührte fast die Hand des Sensenmanns, der nur noch zuzugreifen brauchte.

Das tat er auch – und zog.

Die Taurolle, mehr eine Schlinge, umspannte gedankenschnell den rechten Fußknöchel der Frau.

Eine Mechanik geriet in Bewegung. Gayle wollte den Fuß noch zurückziehen, es klappte nicht mehr. Die Schlinge riß ihr das Standbein weg, nicht nur das, der Druck sorgte dafür, daß sie in die Höhe gerissen wurde. Sie verlor auch den anderen Halt und schwebte mit einemmal über dem Deck des Schiffes.

»An die Rah!« krächzte der durch die Luft flatternde Papagei.

»Hängt sie an die Rah. Verfaulen soll sie, verfaulen…« Was folgte, war ein schreckliches Lachen …

***

Gayle Bowman glaubte, verrückt zu werden. Kopfüber hing sie über dem Deck, den rechten Fuß in der Schlinge, und die Mechanik zog sie höher und höher, der Rah entgegen.

Vor ihr flatterten die Segelfetzen, erwischten sie, peitschen gegen ihr Gesicht und den Körper wie nasse, schwere Lappen. Die teuflische Mechanik ließ sich einfach nicht bremsen. Sie schien den Gedanken des Sensenmannes zu gehorchen.

Gayle war nicht in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen.

Bildsequenzen tanzten und wirbelten vor ihren Augen. Die See war in einer ständigen Bewegung, zugleich übertrug sich der Rhythmus der Wellen auch auf das Schiff.

Noch immer zog dieses verdammte Seil sie höher. Für Gayle Bowman war es grauenhaft. Sie blieb nie in einer Lage, schwankte von einer Seite auf die andere, wodurch ihr Inneres völlig aus den Fugen geriet und die Übelkeit in ihr hochstieg. Zudem spürte sie wieder die Schmerzen im Kopf und auch in der rechten Hand.

Das breite und lange Deck des Schiffes verschwamm dermaßen vor ihren Augen, daß sie kaum noch Details unterscheiden konnte.

Blut stieg ihr in den Kopf. Es hämmerte hinter den Schläfen, die Schmerzen verstärkten sich. Das Schwanken nahm auch nicht ab, und

sie kam sich vor, als wäre sie ein Spielzeug in den Händen einer gewaltigen Kraft, die kein Pardon kannte.

Ihr Körper prallte hinein in die Segel, die ihr manchmal vorkamen wie aufgeblähte Ballons. Sie spürte die Nässe, schmeckte den Moder auf der Zunge und spürte ebenfalls den Schimmel, den der Regen nicht hatte abwaschen können.

Die Reste einer Jakobsleiter streiften durch ihr Gesicht wie gierige Finger.

Nicht immer war der Blick in die Tiefe frei. Viel erkennen konnte sie nicht. Die Dunkelheit der Nacht und ihr Zustand ließen es kaum zu. Wie Schatten sah sie die Gestalten des Käpt'ns und des Papageis.

Letzterer stieg in die Höhe und flatterte auf sie zu, wobei er seine lauten Schreie ausstieß.

Die Worte verschluckte der heulende Wind. Das Tier flog so dicht an ihrem Gesicht vorbei, daß dessen Flügelspitzen ihre Haut streiften wie harte Federn.

Längst war ihr übel geworden. Mit dem abschwächenden Wind war Regen gekommen. Urplötzlich lösten sich die Wassermassen aus den Wolken peitschten gegen sie und rissen Gayle Bowman noch einmal aus ihrer Lethargie. Die Polizistin wünschte sich zwar nicht gerade den Tod herbei, eine Bewußtlosigkeit oder Ohnmacht wäre ihr gerade recht gekommen.

Der Fall trat nicht ein.

Statt dessen erlebte sie noch etwas anderes. Eine wahrhaftige Steigerung des Schreckens.

Irgendwo hoch oben zwischen den alten Masten, der zerfetzten Takelage und den löchrigen Segeln prallte etwas Härteres von der rechten Seite her gegen sie.

Gayle wußte selbst nicht, weshalb sie in einem Reflex zugriff. Sie bekam auch etwas zwischen die Finger ihrer rechten Hand.

Nasse, faulige Haut und Knochen.

Ein Gesicht…

Während sie noch ein Stück in die Höhe glitt, schwebte es sekundenlang wie ein bleicher Ballon vor ihr.

Die verfaulte Fratze einer Leiche!

Es war der letzte Anblick, den Gayle Bowman mit hinüber in eine sehr finstre Tiefe nahm…

***

Der Orkan hatte sich gelegt, dafür öffnete der Himmel seine Schleusen.

Er entließ wahre Wassermassen und fegte sie der Erde entgegen wie breite, nie abreißende Vorhänge.

Himmel, Meer und Erde verschwammen zu einem dunstigen, grauen

Brei, in dem sich alle Konturen auflösten, so daß ein Beobachter den Eindruck bekommen konnte, daß sich die gesamte Welt allmählich auflöste, um weggespült zu werden.

Dieses widerliche Wetter störte Harriet Bowman nicht, durch die offene Haustür nach draußen zu laufen. Sie war aus der Ohnmacht erwacht und wie blind durch das Zimmer gelaufen, bis ihr die offene Tür aufgefallen war. Damit war auch die Erinnerung zurückgekehrt und die grauenvolle Angst, um ihre Tochter.

Harriet rannte nach draußen. Der Regen durchnäßte sie im Nu bis auf die Haut.

Sie brüllte den Namen, und das Rauschen der Wassermassen verschluckte ihre Stimme.

»Gayle…!«

Harriet bekam keine Antwort.

Sie stolperte weiter auf die Klippen zu. Ein Weg war nicht zu erkennen. Die trommelnden Wassermassen hatten das Gelände aufgeweicht und rutschig werden lassen. Es brannte kein Licht. Der Boden war mit Fallen bestückt. In einer kleinen Mulde rutschte sie auf dem Schlamm aus und fiel lang auf das Gesicht.

Sie stand wieder auf, taumelte weiter und sah schon bald trotz Dunkelheit und Regen den breiten, hellen Streifen der Gischt unter sich. Ein Zeichen, daß sie nicht mehr weit von den Klippen entfernt stand.

Ihre Tränen vermischten sich mit dem Regenwasser auf dem Gesicht. Von Gayle hatte sie weder etwas gehört noch gesehen. Sie war verschwunden, wie vom Erdboden oder vom Meer verschluckt.

Noch einmal nahm sie ihre Kraft zusammen, doch sie schaffte es nicht mehr, den Namen ihrer Tochter zu rufen.

Aus der Kehle klang nur ein dünnes Krächzen. Wo sie stand, brach Harriet Bowman zusammen…

***

Chiefinspektor Lester schaute seinen Untergebenen an. »Wann kommt Mrs. Bowman, haben Sie gesagt?«

Der Sergeant hob die Schultern. »Sie ist schon da, Sir.«

»Tatsächlich.«

»Ja.«

Lester nickte. »Das wurde auch Zeit. Schließlich hat Harriet seit vier Tagen nichts mehr von sich hören lassen. Wie lautet eigentlich Ihre Meinung, Sergeant?«

Der Beamte blickte auf seinen am Schreibtisch sitzenden Vorgesetzten nieder. »Wollen Sie die wirklich wissen?«

»Klar, reden Sie.«

»Ich glaube nicht, Sir, daß Gayle noch eine Chance hat.«

»Sie meinen, daß sie nicht mehr lebt?« erkundigte sich Lester nach einer Nachdenkpause.

»So ist es.«

Chiefinspektor Lester, im Prinzip ein gemütlich wirkender Typ mit Vollbart, dünnen Haaren und einer Pfeife.

Er schaute dabei auf das Revers seines Cordanzugs, wo glimmender Tabak seine Spuren hinterlassen hatte. »Das wäre fatal für uns, Sergeant.«

»Sicher, Sir, und gleichzeitig der Beweis, daß die Geschichte stimmt.«

Lester winkte ab. »Das kann ich nicht glauben.«

»Ich auch nicht, Sir. Aber was wollen Sie machen?«

»Nicht ich, Sergeant. Sie sind an der Reihe. Schicken Sie mir Mrs. Bowman bitte herein.«

»Sofort, Sir.«

Lester brauchte nicht lange zu warten. Als die Tür nach innen gedrückt wurde, erhob er sich. Der Sergeant ließ Mrs. Bowman vorgehen. Eine ältere, sehr schüchtern und ängstlich wirkende Person, die sich in dem Bürozimmer mit der sehr hohen Decke etwas fremd vorkam. Sie trug einen braunen Wintermantel, dessen Stoff wie naß glänzte. Eine ebenfalls braune Handtasche hielt sie umklammert wie einen Rettungsanker. Man sah ihr an, daß sie in den letzten Tagen viel geweint hatte.

»Mrs. Bowman, Sir.«

»Guten Tag.« Der Chiefinspektor reichte der Frau die Hand. »Sie wissen, wer ich bin?«

Die Antwort war kaum zu verstehen. »Ja, der direkte Vorgesetzte meiner Tochter.«

»Genau.« Er räusperte sich. Der Sergeant hatte sich zurückgezogen und die Tür leise hinter sich geschlossen. Lester fühlte sich unwohl.

Er deutete auf einen Besucherstuhl. »Bitte, nehmen Sie dort Platz. Darf ich Ihnen etwas zu trinken holen? Ein Glas Wasser, vielleicht?«

Harriet Bowman strich durch ihr grau gewordenes Haar und zwinkerte mit den Augen, denen jeglicher Glanz fehlte. »Nein, ich möchte bitte nichts trinken.«

»Gut.« Lester setzte sich ihr gegenüber. Hinter dem Schreibtisch zu sitzen, gefiel ihm nicht. Die Frau brauchte seine Nähe, das spürte er, die räumliche Distanz hätte sie möglicherweise verschreckt. Lester wußte nicht, wie er beginnen sollte. Am besten würde es sein, wenn er von seiner Mitarbeiterin sprach.

»Wir hier sind alle stolz auf Ihre Tochter. Mrs. Bowman.«

Sie reagierte kaum, bis auf ein leichtes Heben der Schultern. »Das war sie«, erwiderte sie schließlich.

»Wieso?«

»Gayle ist tot!«

Lester schluckte und hustete. War sie tatsächlich tot? Wußte ihre Mutter mehr?

»Glauben Sie mir nicht, Sir?«

»Nein, Mrs. Bowman. Hat man die Leiche Ihrer Tochter gefunden?«

»Das nicht.«

»Sehen Sie.« Der Chiefinspektor sprach zu ihr wie der Vater zu einem Kind, wenn er ihm etwas zum achtenmal begreiflich machen wollte. »Sie haben keinen Beweis, Mrs. Bowman. Ohne Leiche steht nichts fest. Da müssen Sie schon…«

»Ich weiß, daß Gayle tot ist. Man entkommt ihm nicht. Sind nicht in den letzten beiden Jahren viele Frauen aus dieser Gegend verschwunden, Sir?«

Lester wiegte den Kopf. »Also das Wort viele möchte ich mal streichen. Ich gebe zu, daß einige Ungereimtheiten vorgekommen sind, aber viel ist…«

»Gayle hat es mir erzählt. Er hat sich die jungen oder jüngeren Frauen geholt.«

»Wer ist er?«

»Der Kapitän Sensenmann!«

»Wer – bitte?«

»Ein alter Pirat, der tot ist und trotzdem noch lebt, Sir. So sieht es aus.«

»Ach ja?« Lester zog die Lippen in die Breite und versuchte, so etwas wie ein Lächeln zu produzieren. So recht brachte er es nicht fertig. Aber er war bereit, sich die Geschichte der Harriet Bowman anzuhören, und die haute ihn fast um.

Seine Augen nahmen an Größe zu, er schwitzte auch und war froh, das Aufnahmegerät eingestellt zu haben, so konnte wenigstens jedes Wort dieser schier unglaublichen Story festgehalten werden.

Mrs. Bowman sprach mit tonlos klingender Stimme. Ihr Blick war glanzlos und zu Boden gerichtet. Manchmal hob sie auch die Schultern, als wollte sie sich selbst widersprechen, dann drang ein tiefer Atemzug aus ihrem Mund. Er leitete das Ende der Erzählung ein.

»Jetzt wissen Sie genau, was passiert ist, Sir.«

»Ich weiß nur, daß ich nichts weiß!« zitierte Lester einen griechischen Philosophen.

»Ich habe es Ihnen doch gesagt, Sir.«

»Das schon, Mrs. Bowman. Nur ist es schwer für mich, diese Gespenstergeschichten zu glauben. Wir befinden uns hier zwar in Bristol an der Küste, aber Sie kommen aus Cornwall, was ich nicht abwertend meine. Nur weiß ich auch, daß man sich in Cornwall viele Geistergeschichten erzählt. Ich meine, Ihre Tochter kam zu Ihnen…«

»Weil ich sie gebeten habe, Sir. Ich habe auch mit ihr sprechen können. Wir redeten über die verschwundenen Frauen und markierten

die Orte, aus denen sie entführt wurden. Sie alle lagen direkt an der Küste. Von Bristol abwärts führte die Spur direkt nach Süden, bis sie die Provinz Cornwall erreichte. Ist das kein Hinweis?«

»Da haben Sie recht.«

»Na bitte.«

»Aber…« Der Chiefinspektor hob seine Hand und bekam einen starren Blick. »Damit ist nicht gesagt, daß dieser komische, wie hieß er noch gleich …?«

»Käpt'n Sensenmann.«

»Genau. Daß dieses Skelett sie entführt hat. Nein, Mrs. Bowman, bei aller Liebe, aber das kann ich einfach nicht glauben. So etwas gehört ins Reich der Fabel.«

»Für Sie vielleicht. Haben Sie eigentlich eine Spur der anderen Frauen entdeckt?«

»Nie.«

»Wie viele wurden entführt?«

»Zwölf.«

»Das stimmt nicht. Es sind dreizehn, wenn Sie meine Tochter mit hinzuzählen.«

»Wenn Sie das meinen, haben Sie recht.« Lester gab es etwas unwillig zu.

»Ich sage Ihnen, Sir.« Harriet Bowman erhob ihre Stimme. »Es werden auch nicht mehr werden. Die Zahl ist jetzt erreicht. Sie steht, wenn ich das so sagen darf.«

»Was macht Sie so sicher?«

»Weil dieser Pirat, der Käpt'n Sensenmann genannt wurde, eine Mannschaft besaß, die sich aus dreizehn Personen zusammensetzte. Und zwar aus Frauen. Er war der einzige Pirat, auf dessen Kaperschiff Frauen die Mannschaft bildeten. Geht Ihnen nun ein Licht auf?«

Trotz der ernsten Lage konnte sich der Chiefinspektor ein Lachen nicht verkneifen. »Das glauben Sie tatsächlich, Mrs. Bowman?«

»Ja.«

»Ich nicht.«

»Sie können es nachlesen. Käpt'n Sensenmann hat gelebt. Er machte damals, vor mehr als zweihundert Jahren, die Küste vor Cornwall unsicher. Seine Mannschaft setzte sich aus Frauen zusammen. Aus Flintenweibern, aus Verstoßenen, aus Hexen, was weiß ich nicht alles. Man hat ihn und seine Mannschaft schließlich gestoppt, aber man hat ihn nicht für alle Zeiten vernichten können. Er stand mit dem Teufel im Bunde und hat auch seine Mannschaft dazu gebracht. Das ist es, was ich Ihnen sagen wollte, und das müssen Sie mir glauben!«

Chiefinspektor Lester zog ein Gesicht, als hätte er puren Zitronensaft getrunken. »Und das soll ich Ihnen glauben, Mrs. Bowman?«

»Sie müssen es sogar.«

Der Polizist nickte, obwohl er das Gegenteil dachte. »Stellen Sie sich einmal vor, es stimmt tatsächlich. Was sollte ich dann Ihrer Meinung nach unternehmen?«

»Fragen Sie lieber, wie es weitergeht, Sir?«

»Und wie?«

»Käpt'n Sensenmann und seine Mannschaft werden den Terror von früher wieder aufnehmen. Er hat seine Mannschaft erneuert und wird versuchen, die Meere…«

»Nein, nein, nein!« unterbrach der Chiefinspektor sie. »Jetzt geht die Phantasie mit Ihnen durch.«

»Ich hoffte, es wäre so. Aber das ist leider nicht der Fall, Sir. Sie werden es erleben.«

»Gut, wenn Sie soviel wissen, Mrs. Bowman, können Sie mir sicherlich auch sagen, was meine Leute und ich dagegen unternehmen sollten?«

»Darüber habe ich mir in der Tat Gedanken gemacht.« Sie schaute auf ihre schlichte Handtasche. »Meine Tochter war einige Zeit bei mir. Wir haben also miteinander reden können. Da ist mir folgendes aufgefallen. Es muß einen Mann geben, der sich mit Dingen beschäftigt, die außerhalb der Norm liegen.«

»Ach ja?«

Harriet Bowman ließ sich auch durch den spöttischen Tonfall des Beamten nicht beirren. »Gayle war während ihrer Dienstzeit auch in London. Sie hat Scotland Yard kennengelernt und von einem Oberinspektor gehört, der auch Geisterjäger genannt wird, eben weil er sich mit diesen außergewöhnlichen Dingen beschäftigt. Den Namen hatte sie auch behalten. Der Mann heißt John Sinclair und nimmt sich sicherlich dieses Falles an. Ich möchte Sie bitten, Sir, sich mit John Sinclair in Verbindung zu setzen, und zwar sehr schnell. Wie ich Ihnen schon sagte, Käpt'n Sensenmann hat seine Mannschaft beisammen. Er kann also wieder zuschlagen, und so etwas ist kein Spaß.«

Lester hatte mit offenem Mund zugehört. Allmählich wurde er zornig. »Wie soll er denn zuschlagen, verdammt?«

»Indem er Boote überfällt.«

»Mit seinem Schiff, das versunken irgendwo auf dem Grund des Meeres liegt?«

»Ja!«

»Ach – das ist doch Quatsch.«

»Wenn er aus den Fluten gestiegen ist, wird auch das Schiff seinen Platz verlassen haben. Leider habe ich nur ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen und nicht das Schiff. Ich bin jedoch überzeugt davon, daß es seinen Weg an die Oberfläche gefunden hat. Bitte, tun Sie sich und uns allen einen Gefallen. Sorgen Sie für die Sicherheit dieses westlichen Küstenstreifens. Sonst werden Sie sich Ihr Leben

lang Vorwürfe machen, Sir. Mehr habe ich nicht zu sagen.« Mrs. Bowman erhob sich. Für Sie war das Gespräch beendet.

Auch der Chiefinspektor stand auf. Er wollte die Frau nicht ohne Hoffnung gehen lassen, deshalb schlug er einen versöhnlicheren Ton an. »Ich werde sehen, was sich machen läßt.«

Harriet Bowman hob warnend ihren Zeigefinger. »Aber denken Sie daran. Reagieren Sie bald!«

»Natürlich.«

Lester brachte die Besucherin noch zur Tür und bat den Sergeant zu sich. Als dieser vor dem Schreibtisch seines Chefs stand, konnte Lester nur lachen und den Kopf schütteln. »Also, ich habe eine Geschichte gehört, die haut Sie um, Sergeant. Setzen Sie sich. Ich möchte gern Ihre Meinung dazu hören.«

Der Sergeant hörte aufmerksam zu. Im Gegensatz zu seinem Chef lachte er nicht, was Lester natürlich auffiel.

»Sind Sie auch der Meinung, daß…?«

»Sorry, Sir, wenn ich Sie unterbreche, aber darf ich fragen, woher Sie stammen?«

»Ja, aus Manchester.«

»Industriegebiet.«

»Klar. Was hat das mit unserem Fall zu tun?«

»Nun ja, ich stamme aus Cornwall, da denkt man über gewisse Dinge und Vorfälle eben anders. Die Menschen sind noch mehr mit der Natur verwachsen. Sie hören auf gewisse Warnsignale, die durchaus auch von der See abgegeben werden können.«

»Ist Ihnen der Name Käpt'n Sensenmann denn ein Begriff?«

»In der Tat.«

»Hatte er eine Mannschaft, die sich aus Frauen zusammensetzte?«

»So erzählt man sich.«

»Und Sie, Sergeant, glauben auch, daß dieser komische Knochen-Kapitän nach über 200 Jahren zurückgekehrt ist, um seine Schreckensherrschaft von vorn zu beginnen?«

»Das kann ich nicht beurteilen.«

»Sie würden es aber nicht in Bausch und Bogen ablehnen.«

Der Sergeant knetete sein Kinn. »Wir kennen uns ziemlich lange, Sir. Einige Jahre schon, aber wenn ich ehrlich sein soll, haben Sie immer sehr nach den Vorschriften gehandelt.« Er trat einen Schritt zurück. »Was natürlich kein Vorwurf sein soll.«

»Stimmt. Ich bin ein Praktiker.«

»Sollte man dann nicht versuchen, über den eigenen Schatten zu springen?«

»Wie meinen Sie das?«

»Die Worte der Frau ernst nehmen.«

Chiefinspektor Lester lehnte sich zurück und atmete tief durch.

»Ernst nehme ich die verschwundenen Frauen. Wir werden die Fälle noch einmal aufrollen. Möglicherweise können wir auch eine Sonderkommission bilden. Das ist doch nicht schlecht – oder?«

»Hört sich zumindest gut an. Haben Sie denn eine Theorie?«

»Noch nicht. Ich jedenfalls kann mir nicht vorstellen, daß sich ein längst vermoderter Kapitän vom Meeresgrund erhebt und sich eine Mannschaft zusammensucht. Es gehört in das Reich Ihrer komischen Cornwall-Fabeln, Sergeant.«

Er nickte und meinte dann: »Wenn Sie sich nur nicht irren, Sir…«

***

Es passierte genau drei Tage später und kurz vor Mitternacht. Fischer kreuzten vor der Küste, obwohl es in jener Nacht kaum etwas zu fangen gab. Aber der Sturm der letzten Tage hatte sich gelegt, und so versuchten sie, auch in der Nacht einen Teil des Verlustes aufzuholen.

Ein Boot hatte sich von den anderen abgesondert. Vier Mann Besatzung teilten sich die Arbeit.

Sie waren so sehr damit beschäftigt, daß das Grauen sie überraschen konnte.

Wie aus dem Nichts erschien plötzlich der gewaltige Bug eines alten Seglers vor ihrem Schiff.

Kein Rauschen war zu hören, als das Schiff aus den Wellen stieg.

Dafür sahen sie den plötzlichen Nebel, der auch ihr Boot umfing.

Hörten gellende Schreie, die Angriffssignalen glichen.

Aus dem Nebel erschienen die Gestalten. Frauen, aber kaum noch als solche zu erkennen.

Sie stürzten sich auf die überraschte Mannschaft, der es nicht einmal gelungen war, einen Funkspruch abzusetzen.

Schwerter blitzten, Blut floß über das Deck. Nach einer Minute war der Spuk bereits vorbei.

Der Nebel verflüchtigte sich. Das gewaltige Schiff verschwand, wie von Geisterhand gezogen. Es tauchte in die Fluten und war nicht mehr zu sehen.

Etwa eine Stunde später fiel den anderen Fischern auf, daß ein Boot fehlte. Sie beschlossen, nach ihrem Kollegen zu sehen. Als sie das Boot schließlich fanden, war es schon ziemlich weit abgetrieben und schaukelte wie eine alte Schale auf der langen Dünung.

Vier Tote fanden die Fischer. Sie lagen verteilt auf dem Deck, inmitten großer Blutlachen.

Käpt'n Sensenmann und seine Besatzung hatten ihre ersten Opfer gefunden!

***

Der Commander des Küstenbootes hieß Tucker, war ungefähr in meinem Alter, trug eine schmucke Uniform und trank seinen Tee nur

aus kostbarem Meißener Porzellan, wie er uns selbst gesagt hatte. Deshalb faßten Suko und ich die Tassen nur sehr vorsichtig an.

Wenn eine zerbrach, kostete das ein kleines Vermögen.

»Es ist eben meine Art zu leben«, erklärte Tucker und lehnte sich zurück, wobei ein breites Grinsen um seine Lippen huschte. Auf seinem Kopf wuchs graublondes Haar. Bewundern konnte ich auch seinen Oberlippenbart, der wie zwei starre Wellen unter der Nase herfloß und an den Enden spitz zusammenlief. Die kräftige Nase paßte ebenfalls zu den kräftigen Händen, auf deren Fingern kleine Härchen wuchsen.

Wir saßen nicht zum Vergnügen auf diesem Schiff. Es hatte Tote gegeben. Vier Männer waren ums Leben gekommen. Man hatte sie brutal ermordet. Fischer, die in der Nacht diesen Überfall erlebt hatten. Säbel- und Degenstiche hatten ihrem Leben ein Ende bereitet, Waffen also, die in der heutigen Zeit kaum mehr benutzt wurden.

Wenn Terroristen Schiffe kaperten, dann schossen sie mit Maschinenpistolen oder Schnellfeuergewehren.

Hinzu kam außerdem eine Geschichte, die sehr unglaubhaft klang, der wir dennoch nachgehen wollten, weil es gerade diese Stories waren, die uns immer wieder an Fälle heranbrachten, die sich später als unheimliche Drohung herausgestellt hatten.

So auch hier.

Dreizehn verschwundene Frauen innerhalb von zwei Jahren.

Nicht auf einem Fleck konzentriert, nein, die verschwundenen Personen hatten ihre Wohnsitze entlang des Cornwaller Küstenstreifens gehabt, der wie eine gewaltige Faust in den Atlantik hineinragt und verdammt lang ist. Suko und ich hatten Verbindung mit einem gewissen Chiefinspektor Lester aufgenommen, der uns in den Fall – für ihn war er keiner – eingeweiht hatte.

Wo wir den Hebel ansetzen sollten, das hatten wir uns aussuchen können und waren zu der Übereinkunft gelangt, es einfach auf dem Meer zu versuchen. Möglicherweise erschienen die Mörder wieder, tauchten auf wie der Fliegende Holländer und verschwanden ebenso geisterhaft.

Im Prinzip ging es hier um ein solches Schiff. Es sollte von einem Kapitän Sensenmann befehligt werden, unterdessen Kommando Frauen als Besatzung standen.

Lüge, Wahrheit?

Wir waren da, um es herauszufinden.

An der Nordküste von Cornwall hatten wir uns eingeschifft. Ilfracombe hieß der Hafen. Dort lag auch ein kleiner Militärstützpunkt.

Von dieser Stadt war es auch nicht zu weit, bis zu dem Fleck oder Ort, wo man das Schiff mit den vier Toten gefunden hatte.

Es lag zwischen der Küste und der kleinen Insel Lundy, an der nördlichen Grenze der Barnstaple Bay.

»Sie haben Glück«, sagte der Commander. »Sie haben ein verdammtes Glück, Mr. Sinclair.«

»Wieso?«

»Es geht um das Wetter. Was meinen Sie, wie es in den letzten beiden Wochen hier ausgesehen hat. Die späten Herbst- und die frühen Winterstürme haben das Meer zu einer kochenden Hölle werden lassen. So etwas habe selbst ich in meiner langen Praxis noch nicht erlebt. Ein Wahnsinn, kann ich Ihnen sagen. Es war furchtbar, grauenhaft. Wir sind uns vorgekommen wie in einer Wasserschlacht, aber jetzt…?« Er hob die Schultern und blickte gegen das Bullauge.

»Alles wieder klar?«

»Wenn Engel reisen, lacht der Himmel«, sagte Suko.

Der Commander hob seine Tasse. »Auf die Engel. Oder wollen Sie einen Schuß Rum in den Tee?«

Wir lehnten beide ab.

Commander Tucker wußte, weshalb wir auf seinem Schiff saßen.

Allerdings war er Realist. Er glaubte nicht an die Nachbildung des Fliegenden Holländers. Für ihn gehörten Geisterschiffe in das Reich der Fabel. Den Mord an den vier Fischern schob er Seebanditen in die Schuhe, und dabei blieb er auch, wie er noch einmal betonte.

»Banditen killen, wo es etwas zu holen gibt, Commander«, meinte Suko. »Die Fischer hatten nichts. Sie wurden getötet, das ist alles.«

»Vielleicht haben die sich geirrt.«

»Nein, Sir, das glaube ich nicht.«

»Wir werden sehen.«

»Wann werden wir die Stelle ungefähr erreichen?« erkundigte ich mich.

Der Commander schaute auf seine breite Uhr, die mit allen Schikanen ausgerüstet war. Sie besaß einen Kompaß, einen immerwährenden Kalender und vieles andere mehr. »Wir haben noch etwas Zeit. Wenn ich mich nicht täusche, eine knappe halbe Stunde.«

»Dann warten wir also.«

Tucker grinste. »Glauben Sie denn tatsächlich, daß sich dieses komische Schiff wieder zeigen wird?«

»Wenn es eine Beute wittert, das heißt, dessen Kapitän.«

»Sie sehen also unser Schiff als Beute an?«

»Richtig.«

Tucker lachte. »Denen werden wir, falls sie erscheinen, ihnen unsere Kugeln um die Köpfe blasen, daß ihnen Hören und sehen vergeht. Das kann ich Ihnen versprechen.«

»Kugeln reichen oft nicht«, meinte Suko.

»Was dann?«

»Mal sehen. Wir werden reagieren, wenn es soweit ist.«

»Das kann ich Ihnen nachfühlen, Inspektor. Nur dürfen Sie nicht vergessen, daß ich den Befehl über dieses Schiff habe. Ich muß letztlich entscheiden, wie wir vorzugehen haben.«

»Das akzeptieren wir, Commander.«

»Dann ist es gut.«

Suko und ich wollten keinen Kompetenzstreit aufkommen lassen.

Es war wichtig für uns, daß wir das Schiff zunächst einmal sahen.

Wir mußten überprüfen, was die Zeugen erzählt hatten. So ganz war ich davon nicht überzeugt.

Wir befanden uns auf einem Patrouillenboot, das mit modernster Waffentechnik ausgerüstet war. Zwölf Mann Besatzung sorgten dafür, daß alles reibungslos funktionierte.

In der Kajüte des Commanders war es relativ gemütlich. Natürlich militärisch streng, aber Tucker hatte, um dem Raum eine persönliche Note zu geben, Bilder an die Wände gehängt. Sie zeigten Landschaften seiner Heimat. Er stammte aus Canterbury, und auch die berühmte Kathedrale war zu sehen.

»Ich wäre ja am liebsten an der Ostküste stationiert gewesen«, erklärte er uns. »Aber was wollen Sie machen? Dienst ist Dienst, und Schnaps ist Schnaps.«

»Beantragen Sie eine Versetzung?«

»Nein, lieber nicht. Da kann es mir passieren, daß ich in den Norden gelange. Ich werde noch einige Jahre bleiben und der Queen dienen.« Er blickte dabei auf ein Foto der Königin, das ebenfalls in der Kabine hing.

Es klopfte.

»Come in.«

Ein Offizier erschien, grüßte und erklärte, daß sich das Wetter ändern würde.

»Inwiefern?« fragte Tucker.

»Leichter Nebel, Sir.«

»Verdichtet er sich?«

»Noch nicht.«

Tucker überlegte. »Angesagt haben sie ihn nicht, aber den Wetterfritzen kann man auch nicht immer trauen.« Er hatte den Blick bemerkt, den Suko und ich getauscht hatten. »Wieso? Wissen Sie mehr?«

»Nein«, sagte ich schnell. »Wir denken nur drüber nach, ob der Nebel eine natürliche Ursache hat, oder nicht?«

»Denken Sie an einen künstlichen?«

»So ähnlich.«

»Kommen Sie schon, Mr. Sinclair. Worauf wollen Sie hinaus?«

»Es gibt den natürlichen, den künstlichen und den magischen Nebel,

Commander.«
»Ach, so ist das.«
»Richtig. Ich glaube mehr an den magischen Nebel.«
Tucker lächelte spöttisch. »Zum Glück habe ich mich über Sie erkundigt. Ich weiß nicht nur, wer Sie sind, sondern auch, mit welchen Fällen Sie sich beschäftigen. Da müssen Sie einfach so denken. Eine andere Frage. Haben Sie schon mal gegen ein Geisterschiff gekämpft? Hört sich blöd an, aber mir fiel kein anderer Begriff ein?«
Wir blieben ernst, worüber sich der Commander und sein noch in der Kabine stehender Offizier wunderten. »Ja«, antwortete Suko.
»Wir haben schon gegen diese Gegner gekämpft.«
»Was ist dabei herausgekommen?«
»Wir gewannen. Sonst würden wir nicht vor Ihnen sitzen.«
Tucker lachte laut. »Richtig, gut gekontert.« Dann entließ er seinen Offizier und schlug ein anderes Thema an. »Gesetzt den Fall, wir finden in dieser Nacht nichts, wollen Sie dann weiter an Bord bleiben oder woanders Ihre Recherchen aufnehmen?«
»Sie können uns absetzen.«
»Wo?«
Ich schaute Suko an. »Diese Mrs. Bowman steht noch auf unserer Liste, Alter.«
»Ich weiß. Sie wohnt in Appledore.«
Tucker winkte heftig ab. »Um Himmels willen! Was wollen Sie denn in diesem gottverlassenen Kaff?«
»Mit der Mutter einer verschwundenen Kollegin reden.«
»Ist die Kollegin tot?«
»Wir müssen leider davon ausgehen.«
Der Commander räusperte sich. »Nun ja«, sagte er, »es ist immer schwer, sich mit diesen Dingen auseinanderzusetzen.« Dann winkte er ab. »Irgendwie bekommen Sie das schon in die Reihe, da bin ich mir sicher.« Er schaute auf die Uhr. »Wollen Sie an Deck?«
»Darum habe ich Sie bitten wollen«, sagte Suko.
»Dann los!«
Tucker öffnete uns die Tür. Ein Patrouillenboot ist kein Luxusdampfer. Dementsprechend eng war es unter Deck. Ich mußte den Kopf einziehen, um nicht an die Decke zu stoßen.
Es roch nach Metall, aber auch nach Kaffee und starkem Tee. Der Koch sorgte für die Mannschaft.
Man konnte nicht direkt von einer Kälte sprechen, aber gegen die spätherbstliche Kühle und den Wind mußte man sich schützen. Wir hatten deshalb Parkas bekommen und zogen sie an, bevor wir das Deck betraten.
Wind wehte als steife Brise in unsere Gesichter. Er roch herrlich

frisch. Der Geruch von Freiheit, von Weite und Abenteuer wehte über das Deck, auf dem die Positionsleuchten brannten. Die Brücke des Bootes wirkte wie eine mit kleinen Lichtern verzierte Insel aus Stahl und Glas in der grauen Finsternis.

Jemand bot uns einen Kaffee an. Suko und ich lehnten dankend ab. Der Tee hatte uns gereicht.

Tucker blieb an unserer Seite. »Wollen Sie mit auf die Brücke, oder bleiben Sie an Deck?«

»Das Deck wäre uns lieber.« Suko hatte gleich für mich mitgesprochen.

»Wie Sie meinen.«

Wenn der Offizier seine Meldung korrekt abgesetzt hatte, würden wir auf den Nebel zufahren. Das Boot besaß gute Stabilisatoren. Es schlingerte oder schwankte kaum. Wir konnten fast normal über das Deck gehen, passierten die Geschütze, sahen auch die beiden Bordkanonen. Ich schaute hoch zur Brücke, aus deren Fenstern Licht fiel, das uns mit seinem gelben Schein überdeckte.

Tucker verabschiedete sich. Er wollte zu seinen Leuten auf die Brücke. Am Bug blieben wir stehen und schauten hinauf aufs Meer.

Die lange hohe Dünung erinnerte uns an ein Gebirge. Immer wieder rollten Wellenberge heran und wurden vom Bug geteilt.

Gischtwolken kamen hoch, schäumten über, und die Tropfen klatschten wie Staubkörper gegen unsere Gesichter, die durchnäßt wurden. Wir hielten Ausschau nach der Nebelbank, von der gesprochen worden war.

Sie war auch mit dem bloßen Auge zu erkennen. Der Dunst hing über den Wellen und bewegte sich im Rhythmus des Meeres mit.

»Ist der natürlich?« fragte Suko.

Ich hob die Schultern.

»Warte, ich besorge ein Glas.«

Es war eine gute Idee. Während ich weiterhin den Kurs unseren Bootes verfolgte, verschwand mein Freund. Er war rasch wieder da und trug zwei Gläser in den Händen. Wir hängten uns die Riemen über die Schultern, stellten die Optik für unsere Augen scharf und waren eigentlich enttäuscht, daß wir kaum mehr sahen als mit bloßem Augen.

»Die Umrisse eines Schiffes sehe ich nicht«, meinte Suko.

»Ich glaube kaum, daß wir soviel Glück haben und das Geisterschiff schon in der ersten Nacht erleben.«

»Wer weiß…« Suko räusperte sich. »Jedenfalls ist der Nebel wohl etwas ungewöhnlich.«

»Nicht für diese Jahreszeit.«

Suko bewegte sich neben mir. Er schaute mal nach rechts, dann wieder nach links und suchte praktisch den Rand dieses Dunstgebiets

über dem Wasser ab. Doch er entdeckte nichts. Die hellgraue Masse trieb weiterhin durch die Finsternis, ohne irgend etwas preiszugeben. Aber wir näherten uns der Wand.

Der Wind kam mir nicht mehr so kühl oder kalt vor wie zu Beginn.

Vielleicht hatten wir uns schon daran gewöhnt.

Ich zuckte wie aus heiterem Himmel zusammen, als rechts neben mir ein Schatten erschien, der sich in der Luft bewegte. Es war ein Vogel, der sich die Reling als Ziel ausgesucht hatte. Darauf nahm er Platz.

Eine Möwe, hätte man annehmen können, doch es war ein Papagei, den wir auch an seiner Kopfform erkannten, die aussah, als wäre sie mit einer Haube verlängert worden.

Suko hatte den Vogel ebenfalls erkannt. »Wo kommt der denn her?«

»Frag ihn mal.« Ich ging auf das Tier zu, wollte es anfassen oder streicheln, doch der Papagei hatte keine Lust dazu und war auch viel schneller als ich. Bevor ich ihn noch berühren konnte, stieß er sich ab und stieg auf.

Wir verfolgten ihn, sahen ihn flattern und hörten auch sein Krächzen, das mir vorkam wie ein hämisches Lachen.

»Der amüsierte sich über uns.« Suko schüttelte den Kopf, sagte jedoch nichts mehr, als der Papagei zu lachen aufhörte und zu sprechen anfing. Er war zu verstehen, leider nur mühsam.

»Hängt sie an die Rah! Hängt sie an die Rah. Sie sollen verfaulen. Das Fleisch wird ihnen von den Knochen fallen. Hängt sie an die Rah, hängt sie an die Rah…!«

Er startete wieder und zog über unseren Köpfen seine Kreise. Die »Stimme« blieb, verlor jedoch an Lautstärke, und sehr bald schon war der Vogel von der Dunkelheit verschluckt worden. Wir hörten ihn auch nicht mehr schreien.

Suko schüttelte den Kopf. »Verstehst du das, John?«

»Bis jetzt nicht.«

»Man will uns an die Rah hängen.«

»Aber nicht der Papagei.«

Suko lachte. »Das glaube ich auch. Wer dann? Unser Freund, der unbekannte Kapitän?«

»Keine Ahnung.«

Wir vergaßen den Papagei nicht, aber wir kümmerten uns wieder um den Nebel.

Was mich dabei irritierte, war die Tatsache, daß die Masse sehr konzentriert blieb und nicht ausuferte. Sie schien von unsichtbaren Kräften zusammengehalten zu werden. Es trieben keine Schwaden seitlich ab und auch nicht nach vorn auf unser allmählich heranstampfendes Schiff zu. Alles blieb kompakt.

»Ich bin sicher«, sagte Suko, »daß da einiges nicht stimmt. Hoffentlich ist es nicht der Todesnebel.«

Mein Freund hatte sehr ernst gesprochen. Sicherlich hatte er an einen Fall gedacht, den wir gemeinsam erlebt hatten und der schon einige Jahre zurücklag. Da war es auch um ein geheimnisvolles Schiff gegangen und um Nebel, der sich letztendlich als der Todesnebel herausgestellt hatte. Wer damit in Berührung kam, war verloren, denn dieser Nebel löste die Haut von den Knochen eines Menschen und ließ die Opfer als blanke Skelette zurück.

Mein Kreuz schaffte es, den Nebel aufzuhalten, ansonsten war es schwer, eine Abwehr dagegen zu finden.

»Sollen wir die Besatzung warnen, John?«

»Ich weiß nicht. Noch haben wir keinen Beweis. Außerdem denke ich an die vier toten Fischer. Man fand ihre Körper, aber nicht ihre Skelette. Ich gehe das Risiko ein.«

»Abgemacht, ich auch.«

Es sah so aus, als würde sich die Nebelwand unserem Schiff entgegenbewegen. Möglicherweise war sie auch in Bewegung. Ich hatte wieder das Glas vor die Augen gedrückt und empfand sie nicht einmal als sehr dicht. Man konnte sie als locker ansehen und an gewissen Stellen auch durchsichtig.

Lautlos bewegten wir uns aufeinander zu. Es war eine unheimliche Szenerie, denn der Nebel sah aus wie ein gewaltiges Viereck, wie ein Klotz aus grauer Masse.

Noch immer wühlte die lange Dünung gegen den Bug und wurde zu Gischtstreifen, die an der Außenwand des Schiffes in die Höhe kletterten, uns benetzten und auch ihre Tropfen auf der Optik der Gläser hinterließen, so daß unser Blick verschwommen wurde.

Ich reinigte mein Glas. Als ich es wieder vor die Augen preßte, hatten wir den Nebel erreicht.

Das Patrouillenboot glitt hinein wie ein Segler. Das Geräusch des Motors, das Rauschen des Wassers, das harte Spritzen der Bugwelle, all das bekam eine andere Klangfarbe.

Der Nebel hatte uns in eine völlig andere Welt entführt, in die Welt des Schweigens, der unheimlichen Stille. – Ein anderes Land, eine andere Zeit.

Der Nebel drang uns nicht als kompakte Masse entgegen, es gab genügend Lücken, Spalten und zerrissene Wolken, durch die wir schauen konnten, wobei unsere Blicke jedoch wieder auf andere Nebelwände trafen, die sich wie versetzt stehende Platten verteilten.

Als lange, geisterhafte Arme huschten die Fetzen an uns vorbei.

Zu beiden Seiten der Bordwand glitten sie entlang und kamen auch über, um sich auf dem Deck zu verteilen.

Auch wir spürten die Feuchtigkeit dieser Dunsttücher auf der Haut. Suko schaute sich besonders intensiv seine Hände an und atmete erst nach Sekunden auf, als ihm klargeworden war, daß der Dunst seine

Haut nicht von den Knochen löste.
»Kein Todesnebel, John.«
»Was ich dir gesagt habe.«
»Zum Glück.« Er wischte über sein Gesicht und verschmierte dort die Feuchtigkeit.
Das Boot stampfte weiter. Die Wellen blieben. Noch immer rollten sie schwerfällig gegen den Stahl und zerspritzten am Bug zu langen Gischtfontänen, die von der Bordwand entlang in Richtung Reling kletterten und auch uns benetzten.
Plötzlich war der Papagei wieder da. Ihn hatten wir beide schon vergessen, aber wir hörten sein Krächzen und dann seine verzerrte Stimme. »An die Rah! Hängt sie an die Rah! Die Toten kommen. Sie kommen zurück. An die Rah! Hängt sie an die Rah! Die Toten kommen. Sie kommen zurück. An die Rah mit euch! Tod euch, ihr…« Er stieß Geräusche aus, die mich an ein Lachen erinnerten.
Suko schnellte hoch. Trotz des ausgestreckten Arms gelang es ihm nicht, das Tier zwischen die Finger zu bekommen. Es war einfach zu schnell oder besaß einen sechsten Sinn für Gefahr.
»Allmählich glaube ich nicht, daß der Papagei nur zufällig hier durch die Gegend flattert.«
»Stimmt.«
»Glaubst du, daß er etwas mit diesem komischen Kapitän Sensenmann zu tun hat?«
»Ich rechne damit.«
Hinter uns hörten wir Schritte. Der Commander hatte die Brücke verlassen. Neben uns blieb er stehen, schüttelte den Kopf und ärgerte sich über den Nebel.
»Was ist daran so schlimm?« fragte ich.
»Daß er einfach hier ist und nicht aufhören will. Ich werde den Eindruck nicht los, als würde er von irgendwoher immer neuen Nachschub bekommen. Das wundert mich, und das kann ich auch nicht erklären, verdammt.«
»Wir sind auch überfragt«, gab Suko zu.
Tucker blieb an meiner rechten Seite stehen. Seine Lippen bewegten sich, ohne daß er etwas sagte. Die Augen hielt er weit offen, doch auch so konnte er den dicken Nebel nicht durchdringen.
Suko hielt das Glas vor seinem Gesicht. Er hatte eine Haltung angenommen, die mich irritierte. Ich kannte meinen Freund. Wenn er dermaßen starr auf der Stelle stand, hatte er etwas entdeckt.
»Was ist?«
Der Inspektor schüttelte leicht den Kopf. »Entweder bilde ich es mir ein, oder ich sehe den Schatten tatsächlich.«
»Welchen Schatten?« fragte Tucker.
»Das könnte ein Schiff sein.«

»Machen Sie keine Witze.«
»Dazu bin ich nicht aufgelegt, aber ich will einen Haifisch essen, wenn es nicht stimmt.«
»Wir hätten etwas hören und trotz des Nebels auf unserem Schirm das andere Schiff erkennen müssen.«
»Wenn es normal wäre.«
»Denken Sie denn an ein Geisterschiff?«
»So ist es.«
»Inspektor, machen Sie mich nicht nervös.«
Auch ich schaute inzwischen durch mein Glas und hatte die Umrisse ebenfalls gesehen. »Mein Kollege hat recht, Commander. In dieser grauen Suppe tut sich was.«
Tucker war nicht ohne Glas gekommen. Er starrte in die Wand und gab einen Kommentar. »Das ist ein Schiff«, flüsterte er.
»Autos fahren nicht auf dem Wasser«, bemerkte ich.
»Hören Sie auf, Sinclair. Ein Schiff, das nicht mehr in die heutige Zeit paßt.«
»Alt?«
»Mehr als das. Ein Segler, der auch schon vor einigen Jahrhunderten hier hätte entlangfahren können.«
»Dann sind es unsere Freunde!« bemerkte Suko. Er ließ das Glas sinken, ich ebenfalls, und Tucker drehte sich wieder um.
»Ich muß auf die Brücke und Alarm geben.«
»Aber nicht schießen!« warnte ich.
Er lachte hart. »Das werden wir sehen, Sinclair.« Er lief mit harten Schritten weg.
Suko hob die Schultern. »Den kannst du nicht belehren, John. Wie auch?«
Ich enthielt mich einer Antwort, öffnete den Parka, um besser an meine Waffen gelangen zu können, und wartet zunächst einmal ab.
Zwei unterschiedliche Schiffe mußten sich aufeinander zubewegen, so jedenfalls sah es aus. Ich allerdings hatte das Gefühl, als würden wir stehen und die Besatzung des anderen Kahns darauf warten, daß wir reagierten.
»Es wird, wenn alles so bleibt, an der Backbordseite an uns vorbeiziehen«, sagte Suko.
»Was sollte sich ändern?«
»Ein Kurswechsel. Vielleicht eine Kollision. John, ich rechne mit dem Schlimmsten.«
Der Vogel war nicht zu sehen. Statt dessen wuchsen die Aufbauten aus der grauen Suppe, als hätte jemand Schleier von einem Bild weggezogen. Wir sahen sie zwar nicht klar, aber wir konnten erkennen, daß dieser Kahn mit zwei Masten ausgerüstet war.
Segel hingen in lappenartigen Fetzen von den Rahstangen herab.

Takelage peitschte um die Tücher. Jakobsleitern bewegten sich im Wind. Die Decks waren mit Kanonen bestückt. Ihre Mündungen glotzten wie große Augen aus den Luken der Bordwand.

Befand sich auch Leben auf dem Schiff?

Noch hatten wir keines gesehen. Führerlos trieb das Schiff weiter.

Über unser Deck hallte eine Megaphonstimme. Commander Tucker sprach den alten Segler an.

Er bekam keine Antwort, auch als er drohte, das Schiff durch Gewalt stoppen zu lassen.

»Kannst du ihm das verdenken?«

Mein Freund hob die Schultern. »Es wäre natürlich interessant zu erfahren, was passiert, wenn wir diesen Kahn entern?«

»Ho – du willst an Bord?«

»Wenn alle Stricke reißen.«

»Warte ab.«

Ich hatte ihn bewußt zurückgehalten, denn unser Freund Tucker reagierte auf seine Weise. Er hatte das Feuer freigegeben. Wir erschraken, als die Geschütze krachten. Salven aus den feststehenden Maschinengewehren hämmerten über die Bordwand des Kahns. Sie waren extra hoch angesetzt worden, so daß die schweren Geschosse in die Takelage hieben und noch weitere Löcher in die zerfetzten Segeltücher rissen.

Leider tat sich nichts. Das Schiff blieb auf Kurs. Keine Kugelsalve konnte es aufhalten.

Mittlerweile hatte es uns erreicht. Sein Bug befand sich mit dem unseren auf einer Höhe. Nur noch wenige Sekunden, dann war die perfekte Enterposition erreicht.

Schatten erschienen, als hätten sich Nebelfetzen zu Gestalten verändert. Plötzlich waren sie da. Sie fielen praktisch aus der Höhe herab, mußten in der Takelage gehangen und auf einen günstigen Zeitpunkt gelauert haben.

Im Nu war unser Schiff besetzt.

Allerdings nicht von normalen Seeräubern. Ich ging davon aus, daß es sich um Zombie-Piraten handelte…

***

Einer von ihnen hatte sich ausgerechnet mich als Ziel ausgesucht. Es war ihm gelungen, sich sehr hart abzustoßen. Im hohen Bogen flog er auf das Deck des Patrouillenbootes und damit auf mich zu.

Es war eine zerlumpte Gestalt, deren Gesicht in der Hauptsache aus bleichen Knochen bestand. An den Armen hingen Hautfetzen, an denen auch die Kleidung klebte.

Die Gestalt war bewaffnet. Ob Degen oder Säbel, das konnte ich nicht erkennen. Jedenfalls schlug sie mit der Waffe zu, bevor sie noch auf

das Deck prallte.

Ich war zur Seite gesprungen. Suko kam mir nicht zu Hilfe. Er lief weg, denn er hatte von der Brücke her Schreie vernommen. So mußte ich mich um den Untoten kümmern.

Lange Haare umwehten die Knochengesichter. Eine der beiden Augenhöhlen kamen mir vor wie der Eingang zu einem Tunnel.

Als die Klinge schräg auf mich niederfuhr, drehte ich mich ab und zog gleichzeitig die Beretta.

Der Schuß peitschte auf, als die Gestalt wieder zuschlagen wollte.

Meine Silberkugel hatte nicht fehlen können. Sie war genau in die Knochen über dem Hals gedrungen.

Zuerst durchrann die Gestalt ein Zittern, als würde sie unter Strom stehen. Die Kugel war irgendwo in den Gebeinen steckengeblieben.

Und von dort strahlte sie ab.

Es war ein silberhelles Leuchten, das diesen uralten Zombie überfiel und vernichtete.

Als wäre ein Windstoß über das Deck gefegt, so hob es den zerstörten Knochenmann ab. Staub und Gebeine vermischten sich, als sie in den Nebel eindrangen.

Ich hatte den Beweis bekommen. Meine Silberkugel zerstörte dieses widerliche »Leben«.

Wo stand der nächste?

Ich entdeckte keinen weiteren Gegner. Von der Brücke her vernahm ich die Schreie und das harte Tacken eines Schnellfeuergewehrs. Ich sah die Bordwand des Seglers immer höher wachsen. Das Schiff hatte sich jetzt sehr nahe an unser Patrouillenboot herangeschoben.

Gut zum entern!

Ich lief auf die Backbordseite. Niemand stellte sich mir in den Weg. Vom Geisterschiff her sprang wieder eine Gestalt auf unser Deck. Für einen sicheren Schuß leider zu weit entfernt.

Wer den Gegenstand geschleudert hatte, bekam ich nicht mit. Jedenfalls erschien er dicht vor meinem Gesicht und schwebte teilweise über meinem Kopf.

Ich blieb stehen und hatte damit genau das Falsche getan!

Blitzschnell senkte sich die Schlinge an meinem Gesicht vorbei, erreichte den Hals und wurde zugezogen. Brutal war mir die Luft abgesperrt worden. Wer das Ende der Schlinge hielt, konnte ich nicht erkennen, weil der dichte Nebel vor meinen Augen waberte, aber die Person stand auf dem anderen Schiff.

Ich hörte ihr häßliches Lachen, das Ähnlichkeit mit dem Krächzen des Papageis besaß.

Und auch seine Stimme war zu vernehmen.

»Hängt ihn an die Rah! Hängt den Hund an Rah!«

Einen Moment später hing ich in der Luft…

***

Suko war von den hämmernden Schüssen und den Schreien aufgeschreckt worden. Um seinen Freund John Sinclair brauchte er sich nicht zu kümmern, der kam allein zurück, aber die Besatzung des Schiffes würde trotz ihrer modernen Bewaffnung gegen eine aus Zombies bestehende Piratenmannschaft kaum etwas anrichten können.

Auf großen Schiffen oder Kreuzern konnte die Besatzung mit einem Lift auf die Brücke fahren. Hier nicht. Suko mußte schon die Stufen nehmen.

Über ihm wurde geschossen. Das Knattern des Schnellfeuergewehrs klang nicht mehr so laut, denn der Nebel verschluckte einen großen Teil des Schalls.

Er hetzte die Stufen hoch. Sie bestanden aus Metall, waren naß geworden und trotz der hochstehenden Noppen ziemlich glitschig. Etwas flog über den Inspektor hinweg.

Suko hielt an, schaute in die Höhe, und sah, daß einer der Zombie-Piraten an einem langen Tau hing. An dem hatte er sich von dem Geisterschiff aus auf das Patrouillenboot geschwungen. Er hielt einen Säbel in der Hand. Suko konnte nicht erkennen, ob es sich dabei um eine Frau handelte.

Er rannte weiter.

Der Eingang zur Brücke stand offen. Licht flutete als heller Teppich hervor und verlor sich auf einer die Brücke umgebenden Plattform.

Der Inspektor hechtete zu Boden, denn aus der offenen Tür jagte eine Kugelgarbe. Querschläger umjaulten ihn. Schüsse, Flüche und Schreie vermischten sich zu einem infernalischen Geräusch.

Geduckt huschte der Inspektor durch die offene Tür, hechtete zu Boden, überrollte sich und kam auf die Knie.

Es herrschte das Chaos!

Vier skelettierte oder halb skelettierte Gestalten hatten die Brücke überfallen und in Besitz genommen. Auf Deck wurde geschossen, doch hier war der Widerstand bereits erlahmt.

Innerhalb einer winzigen Zeitspanne nahm Suko das Bild des Schreckens auf.

Der Offizier, der die Meldung über den Nebel gebracht hatte, lag auf dem Rücken und rührte sich nicht mehr. Seine Brust war von Degenstichen zerstochen worden.

Ein weiterer schoß mit einem Schnellfeuergewehr auf die Gestalten. Das Gesicht des Mannes spiegelte Angst und Schrecken wider.

Er hatte vieles zerschossen. Glaskrümel und breite Splitter bedeckten den Boden. Manche blutverschmiert, denn auch Tucker hatte etwas abbekommen. Er lag in einer Ecke und hielt sich die blutende Schulter.

Ein anderer kniete. Seine Pistole war leergeschossen. Er warf sie einem der Zombie-Piraten entgegen.
Der ließ sich nicht aufhalten und hob den Säbel.
Suko schoß im Liegen.
Die geweihte Silberkugel hämmerte in den Rücken der Gestalt und stoppte sie.
Ein Ruck durchlief das Wesen. Sofort danach löste es sich auf.
Staub und Knochen wehten wie eine Fahne an Suko vorbei, durch die Tür, über das Deck und verschwanden.
»Hör auf zu schießen!« brüllte Suko dem Mann mit dem Schnellfeuergewehr zu. Er wollte nicht von einer verirrten Kugel erwischt werden.
Der Mann senkte die Waffe.
Suko schnellte hoch. Er schoß auf einen zweiten Zombie, löschte auch sein untotes Dasein und sah sich noch zwei anderen gegenüber, die bemerkt hatten, daß etwas nicht stimmte.
Einer von ihnen drehte sich. Er besaß noch schwarze, lange Haare, die während der Drehung in die Höhe wirbelten.
Die Kugel wischte unter dem Haarpelz hindurch und zerschmetterte die breite Knochenstirn.
Es hatte den Anschein, als wollte die Gestalt mit dem Schädelrest durch die Decke der Brücke stoßen. Bevor es soweit war, wischten die Reste als Windstoß davon.
Blieb noch einer.
Der stand seitlich und schleuderte seinen Degen auf Suko zu. In einem Reflex zuckte der Inspektor zur Seite, verlor etwas Zeit, die Waffe huschte an ihm vorbei, aber das Monstrum gab sich damit nicht zufrieden. Es besaß noch ein Entermesser.
Damit stürmte es Suko entgegen.
Blitzschnell riß der Inspektor seinen Arm hoch. Die Handkante krachte gegen die Knochen des Untoten, und Suko hatte das Gefühl, gegen Gummi geschlagen zu haben.
Kein Splittern, kein Brechen, nur die Klinge des Entermessers war aus der Richtung gekommen.
Mehr wollte Suko nicht.
Er schleuderte das Skelett quer durch den Raum. Es fiel und rutschte durch die Scherben.
Dann wollte es hochkommen. Suko löschte es zuvor aus.
Der Staub und die kleineren Knochenteile wirbelten an seinem Gesicht vorbei und verschwanden durch die Tür. Über dem Deck vereinigten sie sich mit dem Nebel.
Es wurde still hier oben. Eine Ruhe, die der Tod diktierte. Der Offizier, lebte nicht mehr. Der Commander und auch der Mann mit dem Schnellfeuergewehr waren verletzt.

»Bleiben Sie hier«, sagte Suko, während er seine Waffe nachlud. »Ich werde mich an Deck noch weiter umschauen.«

Die Antwort wartete er nicht ab, verließ den Raum und bekam mit, daß der alte Segler abdrehte und sich in den dicken Nebel hineinschob.

Schemenhaft sah Suko noch weitere Mitglieder dieser unheimlichen Besatzung.

Sie klammerten sich an den Tauen fest, die Waffen teilweise zwischen die lippenlosen Mäuler geklemmt, für gezielte Schüsse unerreichbar.

Wo steckte John Sinclair?

Suko rief nach seinem Freund, eine Antwort bekam er nicht…

***

Erhängen oder strangulieren ist wohl neben dem Ertrinken der schlimmste Tod, den man sich vorstellen kann. Ich spürte dieses verdammte Seil um den Hals, würgte, konnte keine Luft mehr holen und merkte, daß noch etwas anderes hinzukam.

Todesangst!

Sie vertrieb die klaren Gedanken, sie bemächtigte sich meiner wie ein Orkan.

Was sollte ich tun?

Ich schwebte bereits über dem Boden. Vor meinen Augen tanzten die ersten Schatten, der Hals brannte innen und außen. Meine Hände vollführten fahrige Bewegungen. Die Beretta hatte ich losgelassen. Sie lag irgendwo auf dem Deck.

Mit der Rechten berührte ich den Dolchgriff. Das war die Chance.

Ich riß die Waffe hervor, um das dicke Tau durchzusäbeln. Und es war dick. Hoffentlich blieb mir noch genügend Zeit.

Ein kleines magisches Wunder geschah.

Kaum berührte die Klinge des Dolchs das alte Tau, da blitzte es an der Kontaktstelle auf.

In einer für mich kaum wahrnehmbaren Zeitspanne verbrannte das Seil genau an der Stelle, wo es mit dem Dolch in Berührung gekommen war. Ich fiel wieder zurück, streifte noch die Reling, kippte aber nicht nach vorn, sondern landete rücklings auf dem Deck des Patrouillenbootes. Daß ich mir dabei den Hinterkopf stieß, merkte ich kaum, denn ich legte den Dolch an die Schlinge, und sie verkohlten auch unter dem Kinn, so daß ich wieder frei atmen konnte.

Das war leichter gesagt als getan. Ich bekam zwar Luft, aber sie schien aus Säuredämpfen zu bestehen, so stark brannte sie in meiner schmerzenden Kehle.

Ich wälzte mich über die Planken, würgte und keuchte. Speichel rann aus meinem Mund. Von meiner unmittelbaren Umgebung bekam ich

kaum etwas mit. Für einen Gegner wäre es ein Leichtes gewesen, mich zu erledigen. Ich hörte auch hastige Schritte, wälzte mich auf den Rücken, öffnete die tränenden Augen und sah schwach die Gestalt auf mich zulaufen.

Es war Suko, der schwer atmend vor mir stehenblieb, meine ausgestreckte Hand ergriff und mich in die Höhe zog. Ich lehnte mich gegen die Reling, massierte meinen Hals. Jetzt sah auch Suko die Striemen, die sich auf der Haut abzeichneten.

»Wollte man dich killen?«

»Sogar erhängen!«

»Und?«

»Im letzten Moment konnte ich das Seil durchtrennen. Verflucht, das möchte ich nicht noch einmal erleben.«

Ich schüttelte mich und preßte beide Hände gegen den Kopf.

»Das Schiff ist verschwunden«, meldete Suko. »Sorry, ich habe es nicht aufhalten können.«

»Hast du den Kapitän gesehen?«

»Nein.«

»Ich auch nicht.« Noch immer den Hals massierend, stellte ich die nächste Frage. Es gelang mir nicht, mit normaler Stimme zu sprechen. Ich konnte nur flüstern. »Wie sieht es hier auf dem Boot aus?«

»Schlimm, John. Einen Toten habe ich gesehen.«

»Was ist mit den anderen?«

»Keine Ahnung. Allerdings lebt der Commander, er ist allerdings verletzt.«

Bisher hatten wir uns ruhig unterhalten können. Das änderte sich sehr bald. Auf dem Boot herrschte eine Hektik. Jemand schrie Befehle. Ich entnahm den Worten, daß es sich um einen Sanitäter handeln mußte. Er würde sich um die Verletzten kümmern.

»Du weißt auch nicht, Suko, ob das Schiff noch steuerbar ist – oder?«

»Ich kann nur hoffen, daß nichts mit dem Ruder ist. Jedenfalls sieht es auf der Brücke aus wie auf einem Schlachtfeld.« Er schüttelte den Kopf. »Einfach schlimm.«

»Das glaube ich dir unbesehen.«

Von der Brücke wurde ein Toter nach unten getragen. Ich erkannte den Offizier, der Meldung gemacht hatte.

Hinter Suko stieg ich hoch zur Brücke.

Commander Tucker hockte noch immer auf dem Boden. Sein Gesicht war käsig. Blut hatte den rechten Ärmel der Uniform getränkt.

Er preßte die linke Hand auf die Wunde. Der Mann, der mit dem Schnellfeuergewehr geschossen hatte, war auch verletzt. Er blutete am Nacken, wo ihn die scharfe Seite eines Säbels erwischte.

»Sind sie weg?« fragte Tucker keuchend.

Suko nickte.

»Wie viele haben Sie erledigen können?«
»Vier.«
»Und ich einen am Bug.«
»Dann sind fünf zum Teufel gegangen«, erklärte mein Freund.
»Na ja, fünf weniger. Leider wissen wir nicht, wie groß die Besatzung dieses Geisterschiffes ist.«
»Das können dreißig Gestalten sein«, meldete sich Tucker. »Verdammt, ich habe sie gesehen. Sie waren… sie … sie waren einfach furchtbar. So etwas hätte ich nie in meinem Leben für möglich gehalten.« Er schaute uns an: »Können Sie sich das erklären?«
»Noch nicht. Commander. Wir müssen natürlich davon ausgehen, daß Magie mit im Spiel ist.«
»Das weiß ich jetzt auch.«
Ein Mitglied der Besatzung kam. Seine Uniform zeigte rote Flecken. Er selbst war in Ordnung, wenn er auch unter einem Schock stand. Er sah seinen Commander und erbleichte noch mehr.
»Was wollen Sie, Taylor?«
»Eine Meldung machen, Sir.«
»Okay, reden Sie.«
»Wir haben zwei Tote zu beklagen und vier ziemlich schwer verletzte Männer.«
Der Commander schloß für einige Sekunden die Augen. Mit tonloser Stimme fragte er: »Wer ist der zweite Tote?«
»Richards, Sir, der Bootsmaat.«
»Es ist gut.«
»Soll ich den Sanitäter holen, Sir?«
»Ja, später. Ich will wissen, ob der Kahn noch manövrierfähig ist. Wir müssen sofort zurück in den Hafen.«
Er war es, wie der andere Offizier auf der Brücke feststellen konnte. Nur die Radaranlage war zerstört worden.
»Die brauchen wir nicht mehr, Commander, der Nebel hat sich zurückgezogen.«
»Das habe ich mir gedacht.«
»Wer steuert denn das Schiff?«
Tucker zeigte auf den Mann mit dem Gewehr. »Blayton sorgte dafür. Er ist der Erste Steuermann.«
»Okay.«
Als ich die Brücke verlassen wollte, erschien der Sanitäter. Er schleppte einen Koffer, auf dem sich ein rotes Kreuz befand. »Commander, verdammt, das sieht übel aus.«
»Nein, es blutet nur so.«
Suko und ich blieben auf der Plattform an der Brücke stehen. Unter unseren Sohlen knirschte das Glas. »Käpt’n Sensenmann«, murmelte ich. »Was sich im Prinzip so lustig angehört hat, entwickelt sich

allmählich zu einem Horrortrip.«
»Und er ist uns entwischt.«
»Wir haben ihn nicht einmal gesehen.«
»Wer hilft uns jetzt weiter?«
Ich hob die Schultern. »Gab es da nicht die Frau, die wir besuchen wollten? Die Mutter der verschwundenen Kollegin?«
»Mrs. Bowman.«
»Genau.«
»Ach so, John, Kollegin. Hast du sie auf dem Geisterschiff gesehen?«
»Nein.«
»Ich auch nicht.«
»Irgendwann, Suko, wird sie uns über den Weg laufen, das kannst du mir glauben.«
»Hoffentlich lebend.«
»Daran glaube ich nun wieder nicht…«

***

Die letzten Tage waren für Harriet Bowman schlimm gewesen, aber noch schlimmer die Nächte.
Die langen Stunden der Dunkelheit, in denen sie keinen Schlaf hatte finden können. Ihre Gedanken drehten sich allein nur um ihre Tochter Gayle, die nicht wieder aufgetaucht war.
Nach wie vor glaubte sie daran, daß dieser Chiefinspektor Lester sie nicht ernst genommen hatte. Er hatte sie zwar nicht ausgelacht, aber den Eindruck hinterlassen, als würde er ihr nicht glauben. Das zerrte an ihrem dünnen Nervenkostüm.
Über einige Tage und Nächte hinweg hatte sich die Frau in ihrem Haus an den Klippen regelrecht verkrochen. Nur niemanden sehen, hören und sprechen. Es war auch niemand aus dem Ort gekommen.
Irgendwann konnte sie die Einsamkeit nicht länger ertragen. Außerdem mußte sie einige Lebensmittel einkaufen. Die wurden ihr zwar noch gebracht, aussuchen mußte Mrs. Bowman sie schon selbst.
Neben dem Anbau stand noch immer Gayles Wagen. Ein kleiner Fiat, mit dem sie auch in schwierige Parklücken hereinkam, wie sie immer gesagt hatte.
Nun war der Wagen leer. Mrs. Bowman schaute trotzdem hinein.
Ihr Gesicht spiegelte sich in den Scheiben. Die Haut wirkte so dunkelgrau wie das angeschmutzte Fenster.
Vor sich hinsinnierend ging sie weiter. Der Weg schlängelte sich durch die flache, mit Gras und Moos bewachsene Landschaft, aus der graue Felsen manchmal wie Köpfe oder Türme hervorragten. Sie alle hatten Wind und Regen im Laufe der Zeit blankgewaschen und noch tiefer mit dem Boden verwurzelt.
Auch dieser Tag gehörte zu den typischen im Herbst. Ein weiter

Himmel spannte sich über dem Land. Er zeigte die Farbe von heller Asche. Dazwischen hingen, wie von einer Riesenhand gezeichnet, Wolkenberge. Träge zogen sie über den Himmel.

Als Mrs. Bowman die Reste des alten Leuchtturms passierte, konnte sie den Ort sehen. Appledore lag eingebettet in eine flache Senke.

Nur der graue Kirchturm ragte über die Dächer der übrigen Häuser hinweg. Die Kirche stammte noch aus spätromantischer Zeit, war nie zerstört worden und ein Zeichen für den Glauben, der die Jahrhunderte überdauert hatte, trotz vieler Angriffe von außen.

Die Menschen hier waren gläubig, aber auch abergläubisch. Sie achteten noch auf die Zeichen der Natur, die Einsamkeit der Landschaft besaß trotz allem eine Sprache, die nur diejenigen verstanden, die auch in der Nähe lebten.

Breite Ställe duckten sich in das Gelände hinein. Zwischen den Wänden fanden Schafe und Kühe ihre Plätze, wenn es draußen zu kalt wurde. Ein alter Schäfer begegnete der Frau und freute sich, mit ihr ein paar Worte wechseln zu können.

Dann ging er weiter.

Appledore gehörte zu den ärmeren Orten. Es gab keine Prunkhäuser oder Landhäuser reicher Städter. Auch keine Burgen, die es zu beseitigen gelohnt hätte. Wer hier lebte, blieb von dem üblichen Trubel verschont.

Hecken und Steinwälle schützten die Äcker gegen den immer wehenden Wind. Im Ort selbst war nur eine Straße gepflastert worden.

Auch dort wuchsen zwischen den Steinen die dünnen Unkrautfinger.

Der Lebensmittelhändler war dabei, seine Fensterrahmen von außen zu streichen. Das mußte noch vor dem Einbruch des Winters geschehen. In wenigen Tagen schon konnte der Schnee die Gegend wie ein Leichentuch überdecken.

»Ach, du bist es«, begrüßte er Mrs. Bowman, als sie neben der Leiter stehenblieb.

»Ja, Henry. Ich habe mal eine Frage. Könntest du mir die Lebensmittel trotz deiner anderen Arbeit noch nach Hause bringen?«

»Ich nicht. Das macht Emily.«

»Danke, da bin ich froh.«

»Geh nur hinein, sie ist im Laden.«

»Bis gleich dann.«

Die Ladentür hatte bereits einen neuen Anstrich erhalten. Harriet drückte sie vorsichtig auf. Eine alte Glocke schepperte zwischen Tür und Decke. Hinter dem mit Waren vollgepackten Verkaufstresen richtete sich eine Frau im weißen Kittel auf, strich eine Haarsträhne aus der Stirn und wunderte sich, als sie Mrs. Bowman sah.

»Du hast uns aber lange warten lassen, Harriet. Wir dachten schon, es wäre etwas passiert.«

»Was sollte denn geschehen sein?«
»Nun ja, nur so.«
»Ich brauche wieder Lebensmittel.«
Emily deutete in die Runde. »Du kannst dir aussuchen, was du willst. Wir haben alles, zudem wird es frei Haus geliefert.«
»Das sagte mir dein Mann schon.«
»Ich will nur eben einige Dosen hier unten einräumen. Wir haben heute eine neue Lieferung bekommen. Ich habe einiges im Sonderangebot. Vor allen Dingen Konserven, die sich noch einige Monate halten. Das wäre etwas für dich, Harriet.«
»Leg sie schon raus.«
Emily gehörte zu den resoluten Frauen. Manche Männer bezeichneten sie auch als einen weiblichen Feldwebel. Das lag sicherlich nicht allein an der Figur, bestimmt auch an ihrer Kommandostimme, deren Kasernenhoftöne im ganzen Dorf zu hören waren. Sie besaß eine kräftige Figur, einen großen, wogenden Busen und gehörte zu den Frauen, die keine Arbeit scheuten.
Während Harriet Bowman Waren aus den Regalen nahm und sie in einen großen Karton füllte, kam Emily hinter der Theke hervor und sprach die Kundin an. »Hast du schon von diesen fürchterlichen Morden an den vier Fischern gehört?«
Harriet Bowman, die nach einer Flasche mit Speiseöl greifen wollte, erstarrte mitten in der Bewegung. »Was sagst du da? Morde?«
»Ja.«
Langsam rutschte ihre Hand nach unten. Erst dann drehte sich Harriet um. Sie war bleich geworden.
»Ist dir nicht gut?«
»Doch, doch.« Sie nickte heftig. »Ich… ich war noch geschockt, als du mir das gesagt hast.«
»Das waren wir auch.«
»Wie ist es denn passiert?« fragte Harriet flüsternd, als hätte sie Furcht davor, daß jemand ihre Worte hören konnte.
»Das weiß niemand. Jedenfalls waren die Fischer tot. Man fand sie erstochen in ihrem Boot.«
»Wieso erstochen?«
»Keine Ahnung. Das muß mit Degen oder Lanzen geschehen sein.« Emily schüttelte sich. »Wenn ich daran noch denke, läuft mir ein Schauer über den Rücken.«
»Mir auch. Aber wer tut so etwas?« Harriet schaute die Frau nahezu verzweifelt an.
»Das weiß ich auch nicht. Obwohl es Gerüchte gibt«, schränkte die Lebensmittelhändlerin ein.
»Welcher Art?«
»Man spricht davon, daß es Geister gewesen sein könnten. Ein alter

Fluch wurde zu einer grausamen Wahrheit, als er sich erfüllte. So und ähnlich lauteten die Kommentare.«

»Gibt es denn einen?«

»Bitte, Harriet, jetzt tu mir aber nicht leid. Du kennst doch die Geschichte von Käpt'n Sensenmann, der die Küste von Cornwall unsicher gemacht hat. Und denk auch an die verschwundenen Trauen. Es gibt Leute, die davon ausgehen, daß nur der Käpt'n Sensenmann sie geholt haben kann, um damit seine Mannschaft aufzufrischen.«

»Aber der ist tot.«

»Nicht alles, was tot aussieht, ist auch gestorben, liebe Harriet. Dir brauche ich das nicht zu sagen. Du kennst die Legenden auch. Vielleicht hat das Meer sie wieder hochgespült. Wer sonst hätte die Menschen denn ermorden können?«

»Seeräuber…«

»Das waren doch Piraten.«

»Ich meine andere.«

»Unsinn!« protestierte Emily. »Aber ist nicht deine Tochter da?«

»Ja«, sagte Harriet hart und ärgerte sich gleichzeitig, daß ihr das Blut zu Kopfe stieg.

»Die ist doch bei der Polizei. Du kannst sie fragen.«

»Sie ist wieder gefahren.«

»Schade. Aber ich habe etwas anderes gehört. Angeblich sollen zwei Männer aus London kommen, die sich des Falles annehmen. Dann wird hier aufgeräumt.«

»Falls sie es schaffen.«

»Glaubst du daran nicht?«

»Keine Ahnung.«

Emily lachte. »Ich glaube, ich hätte dir nichts sagen sollen, Harriet. Du lebst dort draußen ziemlich allein und machst dich sonst noch verrückt.«

»Mir werden sie schon nichts tun – die Geister.«

»Man kann nie wissen.« Emily fügte ein Lachen hinzu. »Genug gesponnen, Harriet. Was hast du dir alles an Lebensmitteln ausgesucht?«

»Ich bin noch dabei.«

»Okay, ich störe dich nicht mehr.«

Harriet Bowman konnte sich nicht mehr auf ihr Einkaufen konzentrieren. Ziemlich wahllos griff sie in die Regale hinein und packte Lebensmittel in den Karton, die sie eigentlich nicht benötigte. Sogar Whisky war dabei.

Zwei große Kartons waren schließlich bis zum Rand gefüllt. Emily beugte sich über die Verkaufstheke, wo eine Lücke zwischen den Waren groß genug war. »Da hast du aber zugeschlagen, Harriet.«

»Man weiß nie, wann ich wiederkomme. Das Wetter kann sich auch

schnell ändern.«
»Stimmt, es soll kälter werden. Dann gibt es auch Schnee. Davon bin ich überzeugt. Ich werde dir die Rechnung später geben, wenn ich die Lebensmittel bringe.«
»Mach das.«
»Wenn du noch wartest, kannst du mitfahren.«
»Nein, danke, Emily. Ich möchte nach Hause.«
»Gut, dann bis später.«
Mit etwas schleppenden Schritten verließ Harriet den Laden und grüßte nicht einmal Emilys Mann. In Gedanken versunken schritt sie den Weg zurück aus dem Dorf.
Der vierfache Mord war ihr unter die Haut gegangen. Sie ahnte nicht nur, sie wußte auch, daß sich Käpt'n Sensenmann dafür verantwortlich zeigte. Er war diejenige Person, die aus den Tiefen des Meeres gestiegen und von der Hölle gezeichnet worden war. Er würde seine Schreckensherrschaft wieder von vorn beginnen.
Dabei hatte Harriet die Polizei gewarnt. »Sie wollen ja nicht hören«, flüsterte sie gegen den Wind. »Sie wollen einfach nicht hören. Sitzen in ihren Büros und verlassen sich auf den Kollegen Computer. Die Wirklichkeit sehen sie nicht, und die ist verdammt schlimm.«
Sie begann zu weinen, denn sie dachte an Gayle, die ebenfalls zu dieser Höllenmannschaft zählen mußte. Sie selbst hatte zwar nicht gesehen, wie ihre Tochter abgeholt wurde, doch sie ging davon aus, daß es keine andere Möglichkeit gab.
Der Nachmittag neigte sich seinem Ende zu. Bald würde die Dämmerung über das Land kommen. Der Himmel nahm allmählich eine etwas dunklere Farbe an.
Harriet Bowman fiel das Gehen schwer. Es lag nicht an ihren Beinen, der seelische Druck war einfach zu stark. Nervliche Überbelastung, hätte man auch sagen können.
Das hohe, wildwachsende Gras bewegte sich wie ein Wellenmeer im Wind. Irgendwo war ein Feuer. Harriet schaute nach links, von dort kam der scharfe Geruch. Sie sah den alten Schäfer, der etwas verbrannte. Auf dem Hinweg hatte sie mit ihm gesprochen, jetzt winkte er ihr zu.
Sie winkte nicht einmal zurück, weil sie einfach zu müde war. In der Nähe des Hauses schleiften die Sohlen sogar über den Boden, weil sie kaum Kraft genug besaß, die Füße anzuheben.
Sie ging an dem Fiat vorbei und holte den Haustürschlüssel aus der Manteltasche. Den brauchte sie nicht, denn die Tür war geöffnet und nicht einmal wieder zurück ins Schloß gefallen.
Wer war dagewesen?
Harriet Bowman begann zu zittern. Sie untersuchte das Schloß von außen und fand keine Beschädigungen. Harriet dachte über den Grund

nach. Sie wußte ihn. Für sie kam nur Gayle in Frage. Sie besaß noch einen Schlüssel zum Haus.

War sie da?

Es wollte trotz allem bei Harriet keine Freude aufkommen. Mit sehr vorsichtig gesetzten Schritten betrat sie den Raum und rechnete eigentlich damit, ihre Tochter am Tisch sitzen zu sehen. Das traf nicht zu. Der Raum war leer.

Etwas fiel ihr trotzdem auf. Ein weißer Zettel lag auf dem Tisch. Er war mit einer kleinen Vase beschwert worden, damit er nicht wegflatterte. Strom hatte Mr. Bowman noch kurz von seinem Tod gelegt.

Seine Witwe schaltete das Licht ein.

Der Lampenstrahl fiel als breiter Kegel in die Tiefe und traf den viereckigen Tisch.

Auch ohne Brille und ohne den Zettel in die Hand zu nehmen, konnte Harriet Bowman den Text lesen. In ziemlich krakeliger Schrift war ein Satz hinterlassen worden.

ICH KOMME WIEDER, MUMMY!

***

Harriet Bowman las den Text noch einige Male vor, dann gaben ihre Knie nach. Sie mußte sich einfach setzen. Müde strich sie über ihre Stirn. Ja, das hatte ihre Tochter geschrieben. Als Kind hatte sie stets Mummy gesagt, und die Schrift wirkte auch fast so wie die aus ihrer Kinderzeit. Die Witwe konnte nicht anders, sie mußte einfach weinen. Beide Hände preßte sie gegen das Gesicht. Ihre Schultern zuckten ebenso wie die dünne Haut an den Wangen. Die Leere des Hauses empfand sie noch schlimmer als sonst. Wann sie aufhörte zu weinen, konnte sie selbst nicht sagen, jedenfalls war es draußen schon dunkel geworden.

Mit sehr müde wirkenden Bewegungen stand Harriet Bowman auf und ging in den Anbau, wo sich auch das Bad befand. Sie ließ das kalte Wasser laufen und schleuderte es gegen ihr Gesicht.

Bedächtig trocknete sie sich ab. Abermals dachte sie an Gayles Botschaft, Sie wollte also zurückkommen. Am Abend, vielleicht in der Nacht. Oder erst am nächsten Tag, das wußte niemand. Aber wie kam sie zurück? Als Geist, als lebende Tote, als Gespenst?

Alles lag im Bereich des Möglichen. Jedenfalls war Harriet Bowman auf alles gefaßt.

Nachdem ihr Gesicht trocken geworden war, ging sie wieder in den Wohnraum. Sie wollte sich einen Beruhigungstee kochen, dazu kam sie nicht mehr, weil vor dem Haus eine Hupe ertönte. Harriet kannte das Signal. Die Hupe gehörte zum Wagen des Lebensmittelhändlers. Harriet erschrak heftig. An Emily Cartwright hatte sie nicht mehr

gedacht. Hastig knüllte sie den Zettel zusammen und steckte ihn ein.

Der Kombi hatte schon vor der Haustür gehalten. Emily war ausgestiegen und öffnete die Heckklappe. Sie und ihr Mann hatten die Lebensmittel auf vier Kartons verteilt.

»Ich helfe dir tragen«, sagte Harriet.

»Gut.«

Zweimal mußte jede von ihnen gehen, dann standen die Lebensmittel im Haus.

»Wieviel Geld bekommst du?«

Mrs. Cartwright nannte die Summe. Sie war ziemlich hoch ausgefallen. Bis auf zehn Pfund verlor Harriet fast ihre gesamte Barschaft.

Emily zählte nicht nach. Sie ließ das Geld in der rechten Tasche ihrer dreiviertellangen Jacke verschwinden.

»Ich danke dir, daß du mir die Sachen gebracht hast, Emily.«

»Keine Ursache. Das machen wir doch gern bei so guten Kundinnen, wie du eine bist.«

»Danke.« Harriet hob die Schultern. Sie wußte auch nicht, weshalb sie es nicht schaffte, Emily in die Augen zu sehen. Irgendwie kam sie sich verlegen vor.

»Hör mal, Harriet, weshalb hast du mich vorhin im Laden eigentlich angelogen?«

»Ich angelogen?«

»Ja.«

»Nein, das ist…«

»Doch, Harriet. Du hast mir erzählt, daß deine Tochter nicht mehr bei dir ist.«

»Das stimmt auch.«

Emilys Augenpartie bekam einen lauernden Ausdruck. »Und der Wagen vor deinem Haus? Gehört er nicht Gayle?«

Harriet wurde noch roter.

»Ha, ha, erwischt. Du wolltest es mir nicht sagen.«

Mrs. Bowman trat verlegen von einem Fuß auf den anderen. »Nun ja, so genau möchte ich darüber nicht sprechen.«

»Mir kannst du es sagen.«

Harriet suchte fieberhaft nach einer Ausrede. Emily Cartwright gehörte zu den geschwätzigsten Frauen in Appledore. Sie erzählte sofort alles weiter. Einige hatten sie schon als Zeitung auf zwei Beinen bezeichnet. »Nun ja, es ist etwas kompliziert…«

»Hängt das mit den vier toten Fischern zusammen?«

»Auch.«

»Aha…« Sie dehnte das Wort. Ihre Augen nahmen an Größe zu.

»Das hatte ich mir schon gedacht.« Sie bewegte sich auf Harriet zu.

»Vielleicht ein Geheimauftrag?«

Harriet fiel ein Stein vom Herzen. Damit hatte die Frau ihr das Stichwort gegeben. »Ja, Emily, es ist ein Geheimauftrag. Ich möchte dich bitten, mit keinem darüber zu reden. Auch nicht mit deinem Mann. Versprichst du mir das?«

Mrs. Cartwright legte beide Hände auf ihren großen Busen. »Ehrenwort, liebe Harriet. Von mir wird garantiert niemand etwas erfahren. Du kennst mich doch. Ehrenwort…«

»Ja, ja ich kenne dich.«

Natürlich war Emily neugierig geworden. Sie schaute sich etwas um, lugte in die Ecken, konnte aber nichts erkennen. Nichts deutete auf die Anwesenheit der Tochter hin.

»Sie befindet sich nicht hier.«

»Wann kommt sie denn?«

»Du wolltest doch nicht neugierig sein – oder?«

»Das nicht, aber…«

»Bitte, Emily. Ich bin zum Schweigen verpflichtet worden. Ich kann und darf dir nichts sagen. Ehrenwort. Ich darf es nicht. Es ist mir bei Strafe verboten worden.«

»Ja, ja, schon gut. Ich bin wieder weg. Aber versprichst du mir, daß ich es als erste erfahre, wenn sich in dem Fall etwas getan hat? Versprichst du mir das?«

»Bestimmt.«

Die beiden Frauen verließen das Haus. Tiefe Nacht umgab sie. Am Himmel sahen die grauen Wolken aus wie Ungeheuer. Der Wind kam vom Meer und fuhr über die Klippen. Er brachte Kälte mit, die auf den Gesichtern eine Gänsehaut hinterließ.

Emily schritt auf die Fahrertür zu. »Ich wünsche dir und uns, daß alles glatt läuft«, sagte sie, als schon eine Hand auf der Klinke lag.

»Das wünsche ich mir auch.« Harriet stand in der offenen Tür, vom Licht aus dem Zimmer umschmeichelt. Noch immer stand sie unter einer nervlichen Anspannung, deshalb fielen ihr auch gewisse Kleinigkeiten auf. Als sie die Tür öffnete, wurde es im Innern des Wagens nicht hell. Das war beim Aussteigen anders gewesen.

Ein Defekt?

Die folgenden Sekunden vergingen wie im Zeitlupentempo. Emily Cartwright nahm hinter dem Lenkrad Platz, sie schob den Schlüssel in das Schloß, aber sie startete noch nicht.

Neben ihr drückte sich jemand in die Höhe.

Trotz der Dunkelheit erkannte Harriet die Person. Es war Gayle, ihre Tochter…

***

Emily Cartwright war dermaßen in Gedanken gewesen, daß sie nicht einmal den Defekt der kleinen Leuchte bemerkt hatte. Als sie starten

wollte und der Schlüssel seitlich am Schloß abrutschte, kam ihr erst zu Bewußtsein, daß etwas nicht stimmte.

Dann sah sie die Frau.

Neben ihr drückte sie sich in die Höhe. Noch konnte Emily das Gesicht nicht erkennen, aber sie nahm einen Geruch wahr, der sie wie ein Hauch von Moder streifte.

Moder und feuchtes, brakiges Wasser…

Erst dann schaute sie nach rechts. Ihr Mund blieb von Staunen offen. Sie hatte die Person erkannt und hauchte ihren Namen. »Du bist es, Gayle?«

Sie nickte.

»Aber ich…«

»Fahr los!«

Gayle Bowman sagte nur diese beiden Worte, doch die reichten aus, um Emily einen dicken Schauer über den Rücken laufen zu lassen. Die Stimme hatte so anders geklungen, so kratzig, fast nicht mehr menschlich. Sie war nicht in der Lage zu starten, weil sie Gayle einfach anschauen mußte. Das Licht aus der offenen Tür erreichte mit seinem Ausläufer auch die Scheibe und flimmerte hindurch.

Ein wenig wurde auch das Gesicht der Gayle Bowman berührt, und Emily erkannte, daß sich auf der Haut etwas verändert hatte.

Sie war längst nicht mehr so hell wie sonst. Sie zeigte einen dunklen Schatten, als hätte jemand mit einem Pinsel graue Farbe darüber gestrichen. Sie verteilte sich auch nicht gleichmäßig. Einmal war sie dunkel, dann wieder heller, so bildete sie Kontraste.

Und das Gesicht?

Es wirkte selbst in der Dunkelheit gespenstisch. Auch wegen der andersfarbigen Haut. Die Augen hatten einen völlig anderen Glanz bekommen. Die Pupillen wirkten wesentlich kälter.

»Fahr!«

»Ja, ja, Gayle. Und wohin?« Emily war durcheinander. Sie warf einen Blick durch das Fenster auf die Haustür, wo Harriet stand und die Hände gegen die Wangen gepreßt hielt.

Hatte sie etwas bemerkt?

»Du sollst fahren!« Plötzlich bewegte sich Gayle und hielt der Frau ein Messer dicht an die Kehle.

Emily spürte den feinen Schnitt, gleichzeitig den Schmerz und wußte endgültig, daß dies hier kein Spaß mehr war.

Sie startete.

Ihre Arme zitterten ebenso stark wie die Hände. Die Flächen waren schweißfeucht. Es gelang ihr kaum noch, das Lenkrad zu halten.

Immer wieder rutschte es ihr durch die Finger.

Langsam rollte der Wagen an.

Die Reifen wühlten sich durch die weiche Erde vor dem Haus.

Emily wollte das Lenkrad nach rechts drehen, doch dagegen hatte Gayle Bowman etwas.

»Nein, fahre geradeaus!«

»Aber dann bin ich…«

»Los!« Sie drückte die Klinge noch einmal gegen das Kinn, und Emily Cartwright spürte zum zweitenmal den Schmerz. Diesmal allerdings härter und schärfer.

»Ja, ja, ich mache es. Ich mache alles, was du willst. Nur der Weg, der… der führt doch zu den Klippen, nicht?«

»Genau!«

»Ich will nicht…«

»Weiterfahren!«

Und Emily gehorchte. Automatisch hatte sie die Scheinwerfer angestellt. Ihr Licht warf einen bleichen, breiten Teppich vor den fahrenden Wagen. Er tanzte über das Gras, gab ihm einen gespenstischen Schein und holte Felsen und Büsche aus der Finsternis.

Der normale Weg endete am Haus der Familie Bowman. Zu den Klippen hin mußte man quer durch das unebene Gelände fahren.

Emily Cartwright kannte die Gegend. Sie hatte sich auch oft genug an den Klippen aufgehalten, aber nie darüber nachgedacht, wie weit es vom Haus der Bowmans bis hin zum Abgrund war. – Eine Meile etwa.

Sie saß unbeweglich hinter dem Lenkrad. Das Messer hatte Gayle wieder sinken lassen. Die Klinge wies nicht mehr direkt auf Emilys Kehle, sondern deutete in Höhe der Hüfte auf ihren Körper. Allein die Klinge und die Anwesenheit der jüngeren Frau reichten als Drohung völlig aus. Emily dachte nicht an Widerstand. Sie versuchte nur, einen klaren Gedanken zu fassen, was ihr auch nicht gelingen wollte. Hinter ihrer Stirn rotierte es. Unwillkürlich war sie langsamer gefahren. Im Schrittempo tuckerte der Wagen dahin.

Das merkte auch Gayle. Sofort hob sie die Klinge wieder an.

»Schneller! Los, fahr schneller!«

»Ja, aber…«

»Willst du das Messer spüren?«

»Nein!« ächzte Emily Cartwright. Sie merkte plötzlich, wie ihr schlecht wurde. Das Würgen stieg vom Magen her hoch und erreichte sehr schnell die Kehle, die es auch verstopfte. Es gelang ihr kaum, ein Wort, geschweige denn, einen Satz zu formulieren.

Aber die Klippen, die Steilküste, sie ließ sich nicht einfach wegschieben, sondern rückte näher.

Schon konnte sie die See erkennen, die als dunkle, wogende Fläche in der Ferne lag. Ein düsterer Himmel ohne Sterne schien in das Wasser einzutauchen. Manche Wellen blitzten wie lange Fahnen aus Diamanten. Eine nicht überschaubare Weite, aber auch ein ungemein tiefes Grab, aus dem es kein Entrinnen gab.

»Was willst du eigentlich von mir, Gayle? Weshalb bedrohst du mich mit der Waffe? Du bist Polizistin. Du mußt Leben schützen, aber nicht vernichten.«

»Bin ich das tatsächlich?«

»Ja, du…«

»Du hättest mich besser anschauen sollen, Emily. Ich sehe zwar aus wie ein Mensch, aber ich fühle mich nicht mehr so. Ich bin kein richtiger Mensch mehr. Neben dir sitzt eine Tote, die lebt, die keine Zeugen brauchen kann.«

»K… keine Zeugen?«

»So ist es.«

»Dann willst du mich umbringen?«

»Irrtum, Emily, du bringst dich selbst um, indem du mit deinem Wagen über die Klippen fährst.«

»Nein, nie!« Ein spontaner Schrei und eine spontane Antwort drangen aus ihrem Mund.

Prompt bekam sie das Messer zu spüren. Diesmal so dicht an der Unterlippe, daß sie den Rost auf der Klinge riechen konnte. »Soll ich zustechen, Emily?«

»Du würdest es tun«, sagte sie und konnte ihre Stimme kaum selbst verstehen. »Ich fahre schon.«

»Wie nett.«

Der Untergrund bekam ein anderes Aussehen. Die Nähe der Klippen war an einigen Stellen deutlich zu erkennen. Immer dort, wo Gras und Moos keine Pfründe mehr gefunden hatten, schauten die fast weißen Felsen aus dem Boden. Die Anzahl der Steine nahm zu.

Emily hatte oft genug Mühe, sie zu umkurven.

»Schneller!«

»Es geht nicht…«

»Okay, wir sind sowieso gleich da. Du wirst nicht bremsen, Emily, wenn du direkt auf die Klippen zufährst, hast du verstanden? Es kommt keine Bremsung in Frage.«

»Das habe ich.«

»Schön, dann wäre zwischen uns alles gesagt.«

Emily hatte noch tausend Fragen. Sie atmete durch den Mund, weil sie den scharfen Modergeruch, der von ihrer Begleiterin ausging, nicht mehr riechen konnte.

Und die Fragen? Die vergaß sie einfach, sie waren unwichtig geworden, wenn man sein Leben retten wollte.

Der Wagen begann zu schlingern. Es hing nicht mit den Fahrkünsten der Frau zusammen, der Untergrund war an dieser Stelle sehr feucht. Eine kleine nasse Insel, in der die Flüssigkeit kaum verdampfte und stets ein Stück Sumpf zurückließ.

Danach waren es nurmehr ein paar Yards bis zum Rand der

verfluchten Klippen.
»Gib Gas!«
Emily schüttelte den Kopf. Sie wollte nicht. Auf einmal bekam sie die innerliche Sperre. Zudem ging es um ihr Leben. Nicht gasgeben würde sie, sondern bremsen.
Das mußte Gayle Bowman geahnt haben, und sie reagierte entsprechend. Eine kalte Hand umklammerte Emilys Knie und übte gleichzeitig einen sehr starken Druck aus. Er setzte sich fort, das Gaspedal bewegte sich, der Wagen bekam Fahrt, sprang vor – und auf die Klippen zu.
Gleichzeitig öffnete Gayle die Tür.
Mit einer geschmeidigen Bewegung flankte sie aus dem Fahrzeug.
Sie hatte genau den richtigen Zeitpunkt abgepaßt. Emily würde einige Sekunden benötigen, um den gesamten Ernst der Lage zu erfassen, dann mußte es einfach zu spät sein.
Es war zu spät!
Das Fahrzeug bekam noch einmal einen Stoß und schoß weiter, erreichte den Rand der Klippen – und jagte darüber hinweg.
Die Beifahrertür schwang auf. Für die Dauer einer winzigen Zeitspanne schien der Wagen in der Luft und über dem Abgrund stehenzubleiben. Er überlegte sich noch, ob er fallen sollte, da riß ihm die Gravitationskraft in die Tiefe. Auf den ersten Yards lautlos, dann prallte es gegen eine vorstehende Kante. Blech verbog sich knirschend, die ersten Scheiben brachen, auch ein Schrei war zu hören, der schnell verstummte.
Das eigentliche Krachen des Aufschlags wurde vom harten Schlagen der Brandung verschluckt.
Trotzdem war es nicht zu Ende.
Gayle, die sich inzwischen aufgerichtet hatte, entdeckte einen blassen Widerschein aus Licht und Schatten, der über den Rand der Klippen hinwegkroch.
Das Fahrzeug unten brannte aus und schickte seinen makabren Abschiedsgruß in die Höhe.
Gayle Bowman war zufrieden. Sie warf keinen Blick mehr in die Tiefe, drehte sich um und ging den Weg zurück, den sie auch gefahren war. Sie mußte noch mit ihrer Mutter sprechen…

***

Harriet Bowman hatte die Abfahrt des Wagens bemerkt und nichts getan, um ihn aufzuhalten. Ihre Tochter und Emily Cartwright hatten den Weg zu den Klippen eingeschlagen, und sie wußte genau, daß sie die Frau des Lebensmittelhändlers nicht mehr wiedersehen würde. Auch ihre Tochter gehörte nicht zu den normalen Personen.
Sie war in der Zwischenzeit zu einer anderen geworden, hatte sich

sehr stark verändert, sah aus wie ein Mensch und gehörte möglicherweise nicht mehr zu ihnen.

Auf dem ebenen Gelände war der fahrende Wagen gut zu erkennen. Harriet sah noch, wie er schlingerte, als Emily ihn durch die feuchte Stelle lenkte, dann drehte sie sich um. Das Finale wollte sie nicht mehr sehen. Sie hörte auch nichts, denn sie hatte die Tür hinter sich geschlossen.

Harriet kam sich vor wie eine ferngesteuerte Puppe, als sie auf den Tisch zuging, einen Karton nahm, ihn auf den Boden stellte und sich dann erst setzte.

Emily Cartwright würde sterben, war bestimmt schon tot, und sie hatte nichts dagegen getan.

Dieses Wissen brannte sich in ihrem Kopf fest. Es forderte gleichzeitig ihr Gewissen, und sie hätte sich selbst vorkommen müssen wie ein menschliches Schwein.

Nichts dergleichen geschah.

Harriet Bowman saß bewegungslos am Tisch und glaubte daran, daß es so hatte kommen müssen. Alles war im Buch des Schicksals aufgezeichnet, als schwacher Mensch konnte sie daran wenig ändern.

Der Karton stand neben ihr. Sie bückte sich und holte zwei Dinge hervor. Die Flasche mit Whisky und eine Packung Zigaretten. Harriet rauchte sehr selten, die Glimmstengel waren mehr für den Besuch gedacht. Nun aber brauchte sie eine Zigarette und auch einen Schluck aus der Flasche. Auf das Glas konnte sie verzichten.

Harriet öffnete die Flasche, setzte sie an und trank. Der Whisky gehörte zu der teureren Sorte, er brannte ihr nicht den Magen aus, sondern floß ziemlich weich die Kehle hinab. Dennoch verzog sie das Gesicht und wischte sich über die Augen. Mit zitternden Fingern öffnete sie die Schachtel, holte ein Stäbchen hervor. Sie klemmte es zwischen die Lippen. Das Feuerzeug fiel ihr aus der Hand, als sie den Glimmstengel anzünden wollte. Sie schaffte es beim zweiten Versuch. Als sie den ersten Rauch einatmete, verschluckte sie sich.

Das Husten hallte durch den Raum. Auf dem Tisch stand eine kleine Schale aus Porzellan, die konnte sie als Aschenbecher benutzen.

Emily war tot, davon ging sie einfach aus. Wie sollte sie das dem Witwer beibringen. Er wußte schließlich, daß Emily zu ihr gefahren war. Wenn er sie vermißte, würde er kommen und sie besuchen, Fragen stellen. Ein Telefon besaß sie nicht, Cartwright mußte schon persönlich bei ihr erscheinen. Was sollte sie darauf antworten? Besaß sie überhaupt die Nerven, um cool zu bleiben?

Ihre Gedanken wurden unterbrochen, weil sie von draußen Schritte hörte. Sie erschrak darüber, daß schon viel Zeit vergangen war.

Längst zeigte die Zigarette einen langen Ascherest.

Gayle kam zurück.

Plötzlich klopfte Harriets Herz schneller. Die vorherigen Probleme unterdrückte sie. Nun mußte sie sich voll und ganz auf ihre Tochter konzentrieren.

Gayle stieß die Tür auf.

Bevor sie noch über die Schwelle trat, flatterte etwas herein. Ein roter Vogel, der Papagei des Käpt'n Sensenmann. Wieder lachte er krächzend, bevor er sich auf einer Vitrine niederließ.

Gayle folgte ihm in den Raum. Auch sie ging nicht mehr so wie früher. Ihre Schritte und Bewegungen waren staksiger geworden, aber sie erreichte den Schein der Lampe.

Erst jetzt war sie für ihre Mutter genau zu erkennen. Harriet hob langsam den Kopf. Nur nicht zittern! hämmerte sie sich ein. Nur die Nerven behalten, sonst ist alles vorbei. Ich… ich … muß mich zusammenreißen.

»Nun, Mutter?«

Harriet lauschte dem Klang der Stimme nach. Sie war angesprochen worden, aber hatte dies nicht eine Fremde getan?

Daran mußte sie eigentlich glauben. Wenn sie aber ihren Blick in das Gesicht der Tochter warf, so stand Gayle tatsächlich vor ihr, auch wenn sie verfremdet aussah.

Es waren ihre Züge, es waren die Augen, aber da gab es auch die Haut, die sich verändert hatte.

Sie war dunkler geworden, wie von zahlreichen Blutergüssen übersät. Bläulichgrau, von der Stirn bis hin zu den Fingern. Die Nägel sahen bleich aus, und anders war auch der Ausdruck ihrer Augen geworden. Grausam, kalt, metallisch.

Unmenschlich…

»Was willst du, Gayle?« Es fiel ihr schwer, sie anzusprechen, aber sie mußte es tun.

»Ich möchte mit dir sprechen.«

»Dann tu es.«

Gayle setzte sich auf den zweiten Stuhl. Wieder hockten sich Mutter und Tochter gegenüber wie in der Nacht, als alles seinen Anfang genommen hatte und Käpt'n Sensenmann erschienen war.

Diesmal hatte sich einiges verändert.

Gayle lächelte und öffnete dabei den Mund. Die Zunge war zu sehen, oder war es etwas anderes?

So genau konnte Harriet es nicht erkennen. Jedenfalls besaß die Zunge keine normale Farbe mehr. Ein grauer Klumpen hatte sich zwischen die Zähne geschoben.

Vielleicht verfaulte sie schon innerlich? Die Flecken auf der Haut konnten damit in einem Zusammenhang stehen.

»Wer bist du, Gayle?«

»Deine Tochter, Mutter.«

»Ja und nein. Du sitzt vor mir wie ein normaler Mensch. Dennoch überkommt mich der Eindruck, daß du keiner bist. Du siehst zwar aus wie ein Mensch, aber du hast dich verändert. Du bist ein Roboter, über den man eine Haut gezogen hat. Das ist es, was ich meine. So und nicht anders kommst du mir vor.«

»Ich bin kein Roboter.«

»Was dann?«

Vor der Antwort verstärkte sich der Glanz in den Augen der jungen Frau noch. So etwas wie Stolz markierte die Blicke. »Ich bin hier, aber ich gehöre einem anderen. Ich habe mich von Käpt'n Sensenmann anwerben lassen, verstehst du?«

»Nein!«

»Er holte mich. Du erinnerst dich an die Nacht. Er holte, tötete mich, aber ich lebe trotzdem. Ich bin eine Piratin, eine untote Seeräuberin, die stolz darauf ist, zur Mannschaft des Kapitäns zu gehören. Das ist die Wahrheit, Mutter.«

Harriet hatte sich so etwas Ähnliches schon gedacht. Sie wollte es nur nicht glauben, starrte die Person vor ihr an und schüttelte sehr langsam den Kopf.

»Es stimmt.«

»Wie kannst du leben, wenn du tot bist.«

»Ich atme nicht.«

»Das ist keine Antwort. Ich will wissen, wie du leben kannst, obwohl du gestorben bist.«

»Die Kraft der Hölle sorgt dafür.«

»Nicht die des Kapitäns?«

»Beide. Er ist ein Verbündeter des Teufels. Er hat stets zu ihm gehalten, schon damals, vor mehr als zweihundert Jahren, und der Teufel ließ ihn nicht im Stich. Kapitän Sensenmann raubte die Schiffe aus. Die Beute behielt er. Die Besatzung aber hängte er an die Rah, als Beute für den Teufel, damit dieser die Seelen der töten Seeleute bekam.«

Sie hatte eine Erklärung abgegeben und wartete auf die Antwort ihrer Mutter.

Harriet Bowman schüttelte sehr langsam den Kopf. »Das kann doch nicht stimmen«, flüsterte sie.

»Es ist so.«

»Der Kapitän ist eine Legende…«

Gayle lachte. »Ist der Teufel auch eine Legende?«

»Ja, ich…«

»Nein, er ist keine. Er ist ebensowenig eine Legende wie der Kapitän Sensenmann. Das muß ich dir einfach sagen. Beide existieren, hast du verstanden?«

Harriet nickte. »Du hast den Teufel gesehen?«

»Ich nicht, aber ich sah den Kapitän. Seine Kraft steckt in ihm. Ich sah die neue Besatzung des Schiffes, zu der auch ich zähle. Erinnerst du dich an die verschwundenen Frauen?«

»Natürlich…«

»Sie alle, Mutter, habe ich wiedersehen können. Sie befinden sich auf dem Schiff. Ihre Körper sind teilweise verfault, dennoch leben sie. Auch mir wird es so ergehen. Ich werde weiterleben, und wenn mir das Fleisch von den Knochen fällt. Die Seele aber bleibt.«

»Es ist ein Abkömmling des Teufels.«

»Jetzt bestimmt, aber schau mich an.« Gayle klemmte zwischen Daumen und Zeigefinger ein Stück Haut und zog es in die Höhe.

Dabei dehnte es sich so wie Gummi, bis es den Punkt erreicht hatte, wo die Haut riß. Gayle hielt das Stück hoch und sah den Ekel auf dem Gesicht ihrer Mutter. »Es hat nicht einmal geschmerzt, Mutter.«

Harriet zuckte zurück. Sie hatte sich hart gegen die Rückenlehne gepreßt. Angst und Ekel lagen in ihrem Blick. Am liebsten wäre sie fortgelaufen, doch diese Kraft besaß sie einfach nicht.

»Und noch etwas, Mutter. Auch wenn du es nicht wahrhaben willst, aber es ist eine Tatsache. Wir beide sind von nun an Verbündete. Verstehst du das? Wir gehören zusammen. Du kannst mich nicht mehr abweisen, denn du bist gewissermaßen die Zeugin eines Mordes. Du weißt, daß Emily nicht mehr lebt. Man wird kommen und dir Fragen stellen, und du wirst dich davor hüten, die Wahrheit zu sagen. Man könnte dir den Mord in die Schuhe schieben.«

Harriet hatte zugehört, ohne ein Wort zu sagen. Sie dachte über das Gesprochene nach und mußte sich leider eingestehen, daß ihre Tochter auf eine gewisse Art und Weise recht behalten hatte. Sie konnte wirklich nicht mehr tun und lassen, was sie wollte. Gayle hatte sie in einen unsichtbaren Käfig gesperrt.

»Ich will aber nicht!«

»Du mußt, Mutter. Oder möchtest du vielleicht, daß man dich einsperrt und hinter Gitter steckt?«

Harriet überlegte. Ihre Hände bewegten sich dabei fahrig über den Tisch. »Vielleicht ist das besser so«, sagte sie. »Lieber hinter Gittern sitzen, als…«

»Auch dort würden wir dich finden, Mutter. Niemand darf unsere Pläne stören. Wir würden dich töten.«

Mrs. Bowman erschrak nicht einmal, so abgestumpft war sie mit der Zeit geworden. »Wer würde mich denn umbringen? Du, Gayle?«

»Wenn die Wahl auf mich fiele, bestimmt. Rechne immer damit, daß ich zwar noch aussehe wie deine Tochter, es aber nicht mehr bin. Hast du verstanden?«

»Ja, leider.« Sie nickte, schaute auf die Tischplatte, sinnierte und fragte dann. »Was willst du eigentlich hier, und was willst du genau

von mir?«

»Das ist ganz einfach. Ich möchte dich mit in unseren Reigen einschließen.«

»Nein, ich lebe!«

Gayle lachte. Wieder erschien die graue Zunge zwischen ihren Lippen.

»Ja, du lebst, du bist anders als wir. Trotzdem, liebe Mutter, mußt du zu mir oder zu uns halten. Ich weiß, daß du Besuch bekommen wirst. Dieser Fall hat viel Staub aufgewirbelt. Uns ist zu Ohren gekommen, daß extra aus London zwei Männer erschienen sind, die den Fall aufklären wollen. Sollten sie wider Erwarten die nächste Nacht überleben, werden sie versuchen, die Spuren erneut aufzunehmen. Sie müssen einen Anfang machen, und der führt auch über dich, Mutter. Du wirst sie nicht abweisen, sie in dein Haus bitten und mit ihnen sprechen.«

»Und dann?«

»Alles andere erledigen wir. Wie gesagt, Mutter, es ist alles einfach. Wenn sie überleben, werden sie hier bei dir ihr Leben aushauchen. Das haben wir dem Teufel versprechen müssen.«

»Welche Rolle spielt der Kapitän? Was will er tun – was hat er vor?«

»Schon damals ist er über die Meere gesegelt und hat fremde Schiffe ausgeplündert. Auch heute hat sich nichts daran geändert. Nur eben die Schiffe sind andere geworden, ansonsten ist alles gleich geblieben. Er wird sie wieder überfallen, die Schätze uns überlassen und die Seelen dem Teufel schicken. Der Satan ist unsterblich, das mußtest du auch wissen, Mutter. Wir befinden uns auf dem Weg dorthin. Er ist noch lange, das weiß ich, aber wir werden es schaffen. Noch einmal: Sollte man dir bestimmte Fragen stellen, was Emily angeht, so weißt du von nichts. Dann ist eben wieder eine Frau verschwunden. Tatsächlich liegt die verbrannte Leiche in einem ausgebrannten Wrack unten bei den Klippen. So sehen die Tatsachen aus.«

Harriet nickte nur. Ihr Kopf brummte. Sie hatte vieles erfahren, ohne das meiste davon überhaupt begreifen zu können. Deshalb hielt sie sich zurück.

Gayle Bowman stand auf. Sie bewegte dabei ihre bläuliche Hand, und der Papagei verstand. Er löste sich von seinem Platz, flatterte hoch und flog auf Gayle zu, um auf ihrer rechten Schulter seinen Platz finden. »Er ist ein so liebes Tier, Mutter…«

»Hängt ihn an die Rah!« krächzte der Vogel, um gleich darauf noch einen Satz zu schreien. »Die Zombies kommen, die Zombies kommen…«

Was im Prinzip lächerlich klang, war es nicht. Es flößte der älteren Frau Furcht ein, denn sie hatte erleben müssen, daß es die Zombies in Wirklichkeit gab.

Eines dieser Wesen stand vor ihr und stellte noch eine Frage:
»Willst du mich zum Abschied nicht umarmen, Mutter?«
»Nein, das will ich nicht!« Harriet war von der Frage überrascht worden, sie hatte spontan geantwortet und ging gleichzeitig zwei kleine Schritte zurück, weil sie Distanz zwischen sich und Gayle bringen wollte.
»Schade, dann eben nicht.« Gayle hob die Schultern. Sie drehte sich um und ging auf die Tür zu. Ohne noch ein Wort zu verlieren, verließ sie das Haus und trat hinein in die Dunkelheit, die sie überfiel wie ein schwarzes Tuch und ihre Gestalt aufsaugte.
Harriet Bowman aber starrte hinter ihr her. Aus ihren Augen rannen Tränen, und sie fragte sich, wie alles weitergehen würde und ob der Horror überhaupt ein Ende haben würde…

***

Die Spur hatte uns in einen Ort geführt mit dem schönen Namen Appledore. Das Dorf gehörte zu den Flecken an der cornwallschen Küste, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagten.
Dementsprechend waren auch die Bewohner. Verschlossen, mißtrauisch gegen jeden, der in ihre Ordnung einbrach.
Es war jemand in ihre Ordnung eingebrochen. Der Mann gehörte zur Polizei und hieß Chiefinspektor Lester. Es ging darum, daß wieder eine Frau verschwunden war.
Wir hatten es auch schon erfahren und fuhren dorthin, wo Wagen der Polizei wie Fremdkörper vor einem kleinen Lebensmittelladen abgestellt waren.
Neugierige umringten die Fahrzeuge. Sie hielten sich jedoch in einer entsprechenden Entfernung auf.
Auch wir wurden angestarrt. Doch keine Frage erreichte uns. Die Mauer des Schweigens stand zwischen uns und den Bewohnern.
»Sie müssen im Geschäft sein«, sagte Suko. Er deutete auf die offenstehende Tür.
Die Frau, die verschwunden war, hieß Emily Cartwright. Ihren Mann und einige Kollegen fanden wir in der kleinen Wohnung neben dem Geschäft. Mr. Cartwright saß völlig geknickt in einem Sessel. Als wir eintraten, fuhr uns ein bärtiger Mensch barsch an. »Wer hat Sie überhaupt hier hineingelassen?«
»Ihr Aufpasser im Laden«, sagte Suko.
»Ach nein.«
Wir zeigten unsere Ausweise und erfuhren, daß der Bärtige Chiefinspektor Lester war. »Wollen Sie jetzt das Kommando übernehmen?« fragte er scharf.
»Nein. Verhören Sie den Mann weiter!«
Lester warf mir einen schiefen Blick zu. »Das ist kein Verhör. Wir

müssen nur Fragen stellen. Sie wissen, worum es geht?«

»Ja, es ist wieder eine Frau verschwunden.«

»Richtig. Zuletzt war sie bei einer Mrs. Bowman, bei der sie Lebensmittel abgeliefert hat. Seit dieser Zeit ist sie nicht mehr aufgetaucht.«

»Was sagte Mrs. Bowman aus?«

»Kaum etwas. Sie hat den Besuch bestätigt und erklärt, daß Mrs. Cartwright wieder abgefahren ist.«

»Wohin?«

»Hören Sie, Mr. Sinclair. Wahrscheinlich nach Hause.«

»Haben Sie nach Spuren gesucht?«

»Aber klar doch. Wir fanden nichts, was auf eine andere Richtung hingedeutet hätte.«

»Wohin hätte sie denn fahren können?«

»Nur noch in die Klippen.« Lester grinste. »Da war der Boden völlig normal, wie gereinigt.«

Ich hob die Augen. »Ein gutes Wort, Kollege. Wie gereinigt.«

»Glauben Sie etwa, daß Spuren verwischt sein könnten?«

Ich hob die Schultern. »Was ich glaube oder nicht, das spielt keine Rolle. Mein Kollege und ich werden uns selbst ein Bild machen. Und zwar bei Mrs. Bowman.«

»Sie wird Ihnen auch nicht mehr sagen können.«

»Wahrscheinlich. Trotzdem müssen wir jeder Spur nachgehen, auch wenn es doppelte Mühe ist.«

»Meinetwegen.«

»Sie wissen, was uns in der vergangenen Nacht widerfahren ist?« erkundigte sich Suko.

»Ich hörte davon.«

»Es war ein verdammter Überfall, und es hat Tote gegeben. Das hier ist kein Spuk mehr, Kollege, sondern der reinste Horror. Denken Sie daran, auch wenn es gewisse Tatsachen gibt, mit denen Sie sich aus verständlichen Gründen nicht so leicht abfinden können.«

»Ja, ich hörte von Ihnen beiden.« Die Antwort klang nicht spöttisch, eher nachdenklich. »Mich hat die Mutter der verschwundenen Gayle Bowman auf die Spur gebracht. Sie muß sie mal in London gesehen haben. Aber ob Sie hier mehr Glück haben werden als im Trubel Ihrer hektischen Großstadt, wage ich zu bezweifeln.«

»Wir werden es versuchen.«

»Von Mrs. Bowman bekommen Sie nichts mehr zu hören. Konzentrieren Sie sich lieber auf andere Dinge.«

»Danke für den Ratschlag«, sagte ich. »Aber wir haben unsere eigenen Methoden.«

»Ist gut.«

Wir verließen den Raum. Im Laden stand der Polizist und salutierte,

als wir ihn passierten.

Ich sprach ihn an. »Machen Sie nicht so einen Wirbel. Kommen Sie von hier?«

»Ja, Sir.«

»Und was ist Ihre Meinung?«

Er bekam einen roten Kopf. Wahrscheinlich war er so etwas noch nie gefragt worden. »Nun ja, Sir, wenn ich ehrlich sein soll, muß ich sagen, daß mir gewisse Dinge aufgefallen sind.«

»Welche, zum Beispiel?«

»Ich glaube, daß Mrs. Bowman mehr weiß. Ich kenne sie schon länger. Sie hat sich eigentlich nie so verschlossen gezeigt. Vielleicht irre ich mich auch, und ihr Benehmen hängt mit dem Verschwinden der Tochter Gayle zusammen. Das ist ja auch nicht einfach.«

»Sie sagen es. Und vielen Dank.«

»Wofür, Sir?«

Ich lächelte, hob die Schultern und verließ nach Suko das Geschäft.

Die Zeit war fortgeschritten, der Mittag lag hinter uns, bald würde die Dämmerung einsetzen. Ende November kam die Nacht bereits sehr früh. Der Himmel hatte sich ebenfalls verändert. Er besaß nicht mehr seine Klarheit des Morgens. Lange Wolkenfahnen trieben unter dem blassen Grau. Das sah nach einem Wetterwechsel aus.

Vom Meer her stieg Dampf. Tatsächlich waren es die dünnen Nebelschwaden, die über die Halbinsel zogen.

Die Zuschauer hatten sich noch nicht verzogen. Männer, Frauen, Halbwüchsige schauten uns mißtrauisch an, als wir in den diamentschwarzen BMW stiegen, der zu Sukos liebstem Spielzeug geworden war. Es bereitete dem Inspektor stets Vergnügen, den Wagen zu starten und dabei den satten Sound zu hören. Dann huschte jedesmal ein Lächeln über seine Lippen.

Suko fuhr einen kleinen Bogen, um den Ausgang der Ortschaft zu erreichen.

Die Strecke führte auf die Klippen zu. Irgendwo zwischen ihnen und Appledore lag unser Ziel.

Das Haus der Mrs. Bowman!

***

An die vergangene Nacht konnte sich Harriet Bowman kaum noch erinnern. Sie wußte nur, daß die Stunden für sie schrecklich gewesen waren. Grauenhaft lang und prall gefüllt mit ihrer Angst, die sie einfach nicht hatte schlafen lassen.

Nach schier unendlich langen Stunden hatte es die Morgendämmerung geschafft, die Finsternis zu vertreiben. Dennoch war der Himmel für sie düster geblieben. Zudem kam sie sich vor wie ein gefangenes Tier, dessen Käfig keinen Ausgang besaß.

Man suchte Emily.

Zuerst ihr Mann. Der hatte sie noch am späten Abend besucht und war auf Harriets schauspielerische Leistungen reingefallen. Ihr war auch erklärt worden, daß die Polizei eingeschaltet werden müßte, und die war am Mittag zu ihr gekommen, hatte nicht nur Fragen gestellt, einige Beamte waren auch damit beschäftigt gewesen, vor und um das Haus herum und nach Spuren zu suchen. Sie fanden nichts.

Sie konnten auch nichts finden, denn Harriet hatte in weiser Voraussicht die Reifenspuren des Lieferwagens beseitigt. Bei einer genauen Untersuchung hätten die Männer etwas finden können, aber sie waren lasch vorgegangen und konnten sich kaum vorstellen, daß jemand freiwillig in Richtung Klippen gefahren war.

Für den Fiat hatte Harriet ebenfalls eine Erklärung gehabt. Man nahm sie ihr ab, schließlich wartete sie noch immer auf Gayle, die Kollegin der Beamten.

Nun wartete sie auf den erneuten Besuch. Gayle hatte ihn angekündigt. Zwei Männer aus London, die den Fall untersuchen wollten, falls sie die letzte Nacht überlebt hatten.

Der Nachmittag war schon fast vorbei, als es passierte.

Es traf Harriet wie ein Schlag, als sie den dunklen Wagen sah, der, vom Ort her kommend, seinen Weg zu ihrem Haus nahm. Noch einmal ließ sie sich alles durch den Kopf gehen, und sie war fest entschlossen, sich auf die Seite ihrer Tochter zu stellen.

Harriet Bowman gab sich einen Ruck, als sie hinging, um die Tür zu öffnen, denn die beiden Männer, ein Weißer und ein Asiate, waren soeben ausgestiegen…

***

Suko und ich schauten uns um.

Einsamkeit, wohin wir blickten. Und weiter vorn, wo Gras und Moos weniger, dafür die Felsen zahlreicher wurden, befand sich das Ende dieser Welt. Da begannen die hohen, steilen Wände, die hellen Klippen, die wie mit Kreide überstrichen waren.

Hier wehte ständig der Wind. Auch jetzt wirbelte er unsere Haare in die Höhe.

Suko schlug die Tür zu. Ich hatte mich dem Haus zugewandt, das mir irgendwie hüttenhaft und geduckt vorkam, als wollte es sich vor dem Wind schützen.

Es besaß einen kleinen Anbau, neben dem wir einen Fiat stehen sahen. Suko deutete auf das Fahrzeug und hörte, ebenso wie ich, die Stimme einer Frau. »Es ist das Fahrzeug meiner Tochter!«

»Dann sind Sie, Mrs. Bowman«, sagte ich.

Die ältere Frau strich ihr graubraunes Haar zurück. Sie trug ein dunkelrotes Wollkleid und hatte über ihre Schultern ein breites,

graues Tuch gelegt. »Das bin ich. Mit wem habe ich das Vergnügen?«
»Mein Kollege Suko. Ich bin John Sinclair. Wir sind gewisserma ßen Kollegen Ihrer Tochter.«
»Geht es um Gayle?«
»Auch. Sie ist verschwunden, nicht wahr?«
»Ja, natürlich, aber ihr Wagen steht noch hier. Falls sie zurückkommt, kann…«
»Sie werden verstehen«, sagte Suko, »daß sich dabei zwangsläufig einige Fragen ergeben. Wären Sie bereit, uns diese zu beantworten, Mrs. Bowman?«
»Gern.«
»Dürfen wir eintreten.«
»Sorry, bitte, natürlich.«
Ich ließ Suko vorgehen und warf noch einen Blick in die Runde.
Die Aussagen des Polizisten wollten mir nicht aus dem Kopf. Er hatte von Spuren gesprochen, die eigentlich hätten da sein müssen, es aber nicht waren. Das machte mich mißtrauisch.
Auch ich sah keine. Aber die Umgebung des Hauses wirkte in der Tat wie gereinigt.
»Wollen Sie nicht ins Haus kommen, Mr. Sinclair?«
»Selbstverständlich. Ich war ein wenig in Gedanken. Wir sind nicht oft in Cornwall, wissen Sie…«
»Da haben Sie nichts versäumt.«
Ich lächelte. »Sagen Sie das nicht, Mrs. Bowman. Sie wohnen in einer urwüchsigen, sehr schönen Gegend, die vor allen Dingen nicht so überlaufen ist.«
»Die Einsamkeit kann auch Menschen schlucken.«
»Spielen Sie damit auf Ihre Tochter an?«
»Möglich.«
Sie hatte die Tür freigegeben, damit ich eintreten konnte. Der Raum war ziemlich groß. Er diente gleichzeitig als Küche und Wohnzimmer. Was sich an Möbeln verteilte, war ziemlich alt und würde auch noch weitere hundert Jahre halten.
Suko holte einen Stuhl. Er stellte ihn als dritten an den Tisch.
»Wenn Sie etwas zu trinken haben möchten, sagen Sie es bitte. Ich habe Whisky im Haus.«
»Nein danke, Mrs. Bowman.«
»Wie sieht es mit Tee aus?«
»Jetzt nicht.«
Sie setzten sich. »Dann kann ich ihnen auch nicht helfen.«
Ich hatte sie nicht aus den Augen gelassen. Die Frau kam mir vor wie eine sehr ruhige Person. Das allerdings bezweifelte ich, denn ihren Blick konnte man als flackernd oder unstet bezeichnen. Auch ihre Finger zitterten. Diese Frau stand unter Dampf.

»Was wollen Sie von mir, meine Herren?«
Suko gab die Antwort. Er sprach mit leiser Stimme. »Es sind eigentlich zwei Gründe, die uns herführten. Zum einen das Verschwinden Ihrer Tochter und zum anderen das der Mrs. Cartwright.«
»Mit beidem habe ich nichts zu tun.«
»Das glauben wir Ihnen gern, Mrs. Bowman. Nur paßt das Verschwinden dieser beiden Personen genau in die Reihe hinein, die sich allmählich aufgebaut hat. Es sind ja zahlreiche Frauen aus der mittel- und unmittelbaren Umgebung verschwunden. Sie erschienen auch nicht mehr als Leichen. Keine Welle spülte sie an.«
»Gehen Sie denn davon aus, daß sie tot sind?«
»Zu fast hundert Prozent.«
Sie erschrak nicht einmal. »Auch bei meiner Tochter?«
»Leider, Mrs. Bowman.«
Den nächsten Satz sagte ich: »Es gibt auch noch einen dritten Grund für unsere Nachforschungen. Sie, Mrs. Bowman, stehen damit in einem direkten Zusammenhang.«
Sie tat erstaunt. »Ich? Das kann ich mir nicht vorstellen.«
»Darauf gibt es nur eine Antwort: Kapitän Sensenmann.«
Mrs. Bowman lehnte sich zurück. »Ja«, sagte sie, »ja, daran erinnere ich mich sehr gut. Ich war der Auslöser.«
»Sie besuchten Chiefinspektor Lester und berichteten ihm vom Auftauchen des Kapitäns, der hier in Ihrem Haus erschien und Ihre Tochter mitnahm.«
»Das kann ich nicht beschwören.«
»Weshalb nicht?«
»Weil ich es nicht gesehen habe.«
Suko und ich blickten uns irritiert an. »Sagen Sie nur nicht, daß Sie die Kollegen belogen haben«, meinte mein Freund.
»Das konnte ich nicht. Als etwas Entscheidendes passierte, überfiel mich eine Ohnmacht.«
Ich nickte. »So ist das also. Nur haben Sie dem Chiefinspektor genau erklärt, wie der Besucher aussah. Ein Skelett, das am linken Bein eine Prothese trug, auf dem Kopf einen Dreispitz, auf der Schulter einen roten Papagei und als Bewaffnung einen Degen oder Säbel.«
Ich beugte mich vor. »Ist es nicht so, Mrs. Bowman?«
»Ja.«
»Danach wurden Sie ohnmächtig?«
»So ist es. Sie merken, Mr. Sinclair, daß ich Ihnen wirklich nicht helfen kann.«
»Es scheint so. Etwas anderes. Was wissen Sie über diesen Kapitän Sensenmann?«
»Er ist eine Legende, die man sich hier an der Küste erzählt. Vor über

zweihundert Jahren soll er seine Raub- und Kaperzüge durchgeführt haben. Er war sehr brutal, und seine Mannschaft bestand aus Frauen. Irgend jemand hat dann sein Schiff versenkt. Ich glaube sogar, daß es Pilger gewesen sind. Mit dem Kreuz und dem Schwert haben sie es in Stücke gehauen. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Die Legende lebt doch. Sie haben diesen Kapitän Sensenmann selbst gesehen, Mrs. Bowman.«

»Ich wurde ohnmächtig.«

»Das glauben wir Ihnen. Wir gehen allerdings auch davon aus, daß Sie mehr wissen.«

»Nein. Ich werde…«

»Am besten ist es, wenn Sie uns die Wahrheit sagen«, meinte Suko, »denn wir haben bereits Kontakt mit dem Kapitän und seiner Mannschaft gehabt. Es hat Tote gegeben, nicht nur bei unseren Leuten, auch bei den Zombies.«

»Aber Gayle…«

»Ist sie dabei?« fragte Suko sofort.

»Ich… ich kann es nicht sagen.«

»Doch, Mrs. Bowman. Sie müssen es sagen. Sie…«

»Moment mal, Suko.«

Er sprach nicht mehr weiter, als er meine Stimme hörte, denn ich hatte etwas entdeckt. Draußen vor dem Fenster war ein Schatten hergeflogen. Ein Huschen nur, aber sichtbar.

»Wo willst du hin?« fragte mich meine Freund, als ich vom Stuhl aufstand.

Er bekam keine Antwort, da ich mich bereits auf dem Weg zur Tür befand, sie aufzog und nach draußen ging.

Ich hatte die Tür sehr hart aufgerissen und dabei überlegt, daß der Schatten draußen von links nach rechts an einem der Fenster vorbeigehuscht war. Demnach schaute ich nach rechts, wo sich auch der Anbau befand und der Fiat seinen Platz gefunden hatte.

Da war nichts zu sehen.

Aber weiter vorn, wo es zu den Klippen ging, tat sich etwas. Die Dämmerung hielt sich noch zurück, dennoch zeichnete eine Düsternis diesen auslaufenden Nachmittag.

Die Wolken hatten an Größe zugenommen. Dicht und schwer hingen sie unter dem Himmel, als würden sie jeden Augenblick abstürzen, um alles unter sich zu begraben.

Dafür sorgte schon der Nebel, der an der für mich nicht sichtbaren Wand hochgestiegen war und lautlos über die Klippenkante kroch.

Große, rollende Schwaden, vergleichbar mit unheimlichen Gebilden, gespenstisch wirkend in ihrer absoluten Lautlosigkeit.

Nebel im Herbst ist nichts Außergewöhnliches. Daß er sich jedoch auf eine Stelle konzentrierte, machte mich mehr als mißtrauisch.

Besonders, wenn ich an die letzte Nacht dachte, als wir aus dem Nebel überfallen worden waren.

Dem Fliegenden Holländer sagte man nach, daß dieses Schiff sich nicht nur auf den Wellen bewegte, sondern auch durch die Luft schweben konnte. Wurden wir bei dem Boot des Käpt'n Sensenmann möglicherweise mit dem gleichen Phänomen konfrontiert?

Suko verließ das Haus. »Was hast du, John?«

»Schau dir den Nebel an.«

»Verflucht… und der Schatten?«

»Den habe ich nicht mehr gesehen. Jedenfalls hatte er mit dem Nebel nichts zu tun!«

Ich drehte mich um, weil ich Schritte gehört hatte. Mrs. Bowman bewegte sich auf uns zu. Ihr Gesicht zeigte nun einen starren Ausdruck. Lauernd blickte sie uns an.

»Ist dieser Nebel natürlich?« erkundigte ich mich.

»Im Herbst immer.«

»Er konzentriert sich auf eine Stelle.«

»Der wird sich schon noch ausbreiten.«

»Daran, Mrs. Bowman, glaube ich nicht. Die vergangene Nacht hat meinem Freund und mir einiges an Erfahrungen gebracht. Diesem Nebel ist nicht zu trauen. Er besitzt keinen natürlichen Ursprung.«

»Was dann?«

»Einen magischen.«

»Aber nein, och…«

»Doch, Mrs. Bowman.« Ich schaute gegen den Himmel, wo ich keinen Vogel sah, was auch selten vorkam. Die Tiere schienen gespürt zu haben, daß sich etwas anbahnte und dieses Phänomen hatten Suko und ich schon öfter erlebt. »Sind hier immer so wenig Vögel?«

»Es kommt darauf an.«

»Ich sah aber einen an Ihrem Fenster vorbeihuschen. Und es war keine Seemöwe.«

»Ich habe nichts gesehen.«

Sie zeigte sich verstockt, aber diese äußere Schale würde ich knacken, das nahm ich mir vor.

»John, ich werde mir den Nebel ansehen. Bleibe du hier. Einverstanden?«

Ich überlegte kurz. »Denk an die Gefahr, die…«

»Klar, mache ich.«

»Okay, dann geh.«

Den Wagen ließ Suko stehen. Er näherte sich mit großen Schritten dieser gewaltigen Nebelwand, die bereits mehr als haushoch vor ihm aufwallte. Im Vergleich zu ihr wirkte der Inspektor direkt zwergenhaft.

»Und was wollen Sie machen?«

Ich deutete in den Wohnraum. »Warten, Mrs. Bowman.«
»Auf wen?«
»Nicht auf eine bestimmte Person im Augenblick. Ich warte darauf, daß Sie endlich mit der Wahrheit herausrücken.«
Sie sagte nichts. Nur ihr Mund klappte auf. Aus der Höhe jedoch erklang eine schrille, kaum zu verstehende und krächzende Stimme.
»Hängt ihn an die Rah! Hängt ihn an die Rah, den Verräter!«
Der Papagei saß auf dem Dach. Als ich ihn anschaute, flog er hoch und nickte dabei ein paarmal. Ein häßliches Lachen drang aus seinem Maul, und er flog hinter Suko her, direkt auf die graue, undurchsichtige Nebelwand zu.
Ich schaute ihm nur kurz nach. Mich interessierte mehr Mrs. Bowman, die bleich geworden war.
Ich drückte sie in das Haus zurück. »Ich glaube, wir werden hier noch interessante Minuten erleben, Mrs. Bowman…«

***

Suko lief auf die gewaltige Nebelwand zu und mußte sich dabei gegen den Wind, der ihn erfaßte, anstemmen. Vergeblich. Er stürzte und blieb liegen, als wäre er mit dem Erdboden verwachsen.
Vor Angst konnte Suko nicht sprechen. Es war mehr ein Gefühl der Erwartung, das ihn umklammert hielt. Der Nebel strömte eine gewisse Gefahr aus. Schwingungen, Wellen, unsichtbare Botschaften, auf die der Oberbegriff *magisch* paßte.
Was verbarg die graue Wand?
Wieder das Schiff, wie Suko es in der vergangenen Nacht erlebt hatte? Da war das Schreckliche auf dem Wasser passiert, wo ein Schiff normal hingehörte. Nur konnte hier nicht von einem normalen gesprochen werden. Geisterschiffe hielten sich nicht an die Gesetze der Physik.
Der Nebel bewegte sich zwar, es war allerdings Suko, der sich ihm wesentlich schneller näherte. Sein Gesicht zeigte eine harte Anspannung, die Augen geradewegs auf das Unheil gerichtet, das keinen Blick durchließ. Außerdem suchte Suko nach Spuren. Er dachte nämlich daran, daß es Mrs. Cartwright durchaus gelungen sein konnte, den Weg in Richtung Klippen zu fahren. Vielleicht sogar unter Druck.
Das Gelände stieg manchmal an, dann senkte es sich wieder. Höhen und Tiefen glichen einander aus, so daß es im Prinzip als eben bezeichnet werden konnte.
In einer kleiner und auch feuchten Mulde, schon ziemlich weit vom Haus entfernt, entdeckte Suko die Spuren. Hier hatten die Reifen eines Fahrzeugs tiefe Abdrücke hinterlassen, die einfach nicht zu übersehen waren. Wenn ihn nicht alles täuschte, war der Wagen auch in

Richtung Klippen gefahren.
Das ließ bei Suko eine Alarmglocke schrillen.
Und er hörte das harte, grimmige und gleichzeitig schrille Lachen über sich.
Der Inspektor schaute hoch.
Ein blutroter Papagei flog auf ihn zu. Suko kannte ihn aus den Beschreibungen der Mrs. Bowman, die diese dem Chiefinspektor gegeben hatte. Der exotische Vogel gehörte einfach zu dem Anführer des Piraten, Käpt'n Sensenmann. Wenn er sich hier zeigte, mußte auch die Horror-Figur nicht weit entfernt sein.
Er beobachtete den Vogel. Über Sukos Kopf zog er seine Kreise, wirkte wie ein Bussard, der eine Maus belauerte, um sich im nächsten Augenblick auf die Beute zu stürzen.
War dieser Vogel echt oder auch ein untotes Wesen?
Suko ging kein Risiko ein. Er zog seine Dämonenpeitsche und schlug einen Kreis.
Die drei Riemen glitten in dem Moment hervor, als sich der Papagei niederstürzte.
Ob Suko sein Ziel war, konnte er nicht genau erkennen. Er wollte es auch nicht darauf ankommen lassen und handelte sofort. Zusammen mit seinem rechten Arm schwang auch die Peitsche hoch, wobei sich die drei Riemen entfalteten wie zuckende Finger einer weit gespreizten Hand. Der Vogel spürte die Gefahr nicht. Er schrie noch immer, dann jaulte er auf, als ihn die Riemen erwischten.
Sie hatten ihn dabei nur gestreift, das jedoch reichte voll und ganz.
Er flatterte wild mit den Flügeln, schraubte sich noch einmal in die Höhe und gab ein Geräusch von sich, das an eine verstimmte Sirene erinnerte.
Noch einmal bewegte er kraftvoll beide Flügel. Genau bis zu dem Moment, als sie sich auflösten und als Staub zu Boden rieselten.
Ebenso wie der andere Körper des Papageis. Zum Schluß fiel der Kopf in die Asche. Er zerbrach wie dünnes Geschirr.
Also doch. Kein normales Tier, ein magisch beeinflußtes. Und es hatte in den Nebel fliegen wollen.
Suko starrte die Wand an.
Sie war wieder gewandert. Ihm kam es so vor, als hätte sie an Breite zugenommen, aber auch an Höhe. Ein Gebirge aus Nebel, in dem sich möglicherweise der Schrecken verbarg.
Selbst Suko bekam eine Gänsehaut, als er in diese unnatürliche Wand hineinschritt.
Feuchte Tücher umwehten sein Gesicht. Sie waren wie streichelnde Totenfinger, glitten an seiner Haut entlang, wehten vorbei oder rollten sich hinter ihm zu Wolken zusammen.
Noch konnte Suko nichts erkennen. Er wußte auch nicht, wie weit er

vom Rand der Klippen entfernt war. Die nächsten Schritte konnten schon lebensgefährlich werden.

Aus Sicherheitsgründen blieb er stehen und brauchte nicht einmal lange zu warten.

In dem Nebel erschien so etwas wie ein Fleck. Sehr groß und breit, auch heller. Ein Fleck, der allmählich nun Konturen bekam und zu einem Gebilde heranwuchs, das dem Inspektor nicht unbekannt war. Vor ihm ragte der gewaltige Bug eines alten Seglers in die Höhe. Er kannte das Schiff, es hatte sich nicht verändert. Es sah die Segelfetzen, die Reste der Takelage, die Knoten, die Taue, die halbverwesten Zombies, die sich an den Leinen hoch über dem Deck festklammerten.

Er sah auch noch mehr.

Käpt'n Sensenmann. Er stand wie ein Feldherr auf der Gräting, dabei seinen Säbel als fürchterliche Waffe schwingend…

***

Ich hatte die Frau vorgehen lassen und die Tür mit einem harten Schlag wieder geschlossen.

Ich konnte diesen Besuch als zweiten bezeichnen, nur war die Atmosphäre diesmal eine andere.

Sie stand eisig zwischen uns.

Harriet Bowman setzte sich nicht hin. Sie blieb stehen, das Kreuz gegen das vorspringende Unterteil eines Holzschranks gelehnt. Die Lippen zusammengekniffen, die Augen zu Schlitzen verengt, so schaute sie mir ins Gesicht.

In ihrem Blick stand keine Freundlichkeit, kein Entgegenkommen, dafür Feindschaft.

Auch ich blieb stehen. Wir taxierten uns. »Haben Sie es sich überlegt, Mrs. Bowman?«

»Was sollte ich mir überlegt haben?«

»Die Wahrheit zu sagen.«

Sie lachte mich schallend an. »Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt, Sinclair.«

»Möglich. Ich glaube Ihnen sogar, daß Sie beim Erscheinen des Kapitäns ohnmächtig geworden sind, aber es ist nicht die volle Wahrheit. Sie sind derart verstockt, Mrs. Bowman, daß Sie sogar den Tod Ihrer Tochter in Kauf nehmen.«

»Den Tod!«

»Sie haben sich nicht verhört.«

»Woher, Sinclair«, blaffte sie mich an, »wollen Sie wissen, daß meine Tochter tot ist?«

»Dann lebt sie vielleicht?«

Sie breitete die Arme aus, als würde sie hier in ihrem eigenen Haus eine Rolle spielen. »Es ist alles möglich.«

»Und Emily Cartwright?«
»Sie war hier.«
»Das weiß ich. Aber was haben Sie ihr angetan? Oder was haben Sie mit ihr gemacht? Sie weggeschickt? In den Tod?«
Harriet Bowman lachte böse. »Ich habe niemanden weggeschickt, Mr. Sinclair.«
Ich blieb bei dem Thema. »Sie lebt nicht mehr – oder?«
»Wie kann ich das wissen?«
»Wohin ist sie gefahren?«
»Ich habe sie nicht gefragt.« Diese Frau stellte sich verstockt an.
Ich würde aus ihr kein Wort mehr herausbekommen. Sie kam mir auch vor, als wäre sie auf irgendwelche Aussagen festgelegt worden. Eine eigene Meinung besaß sie nicht mehr. Mit einer ruckartig angesetzten Bewegung löste sich Harriet Bowman vom Schrank und nahm die Whiskyflasche von der Konsole. Den Korken zog sie rasch heraus, setzte die Flasche an den Mund und trank einen tiefen Zug.
Aufstöhnend wischte sie über ihre Lippen. »Das tat gut, Mr. Sinclair.« Sie streckte mir die Flasche entgegen. »Da, nehmen auch Sie einen, zwei oder mehrere Schlucke.«
»Ich verzichte.«
»Betrunken läßt sich das Schicksal besser ertragen.«
»Wie meinen Sie das denn?« Die Frau legte den Kopf schief und schielte mich von der Seite her an. »Glauben Sie im Ernst, daß Sie dieses Haus oder die Umgebung hier noch lebend verlassen?«
»Das will ich doch hoffen.«
»Nein, keine Chance mehr. Sie haben doch den Nebel gesehen. Ich kann es Ihnen jetzt sagen, wo Ihr Kollege so dumm war und auf ihn zulief. Er bringt den Schrecken, denn in ihm befinden sich Käpt'n Sensenmann und seine Mannschaft. Die lassen kein Opfer aus, das kann ich Ihnen versprechen. Sie werden euch hoch oben an die Rah hängen und zuschauen, wie eure Leichen im Wind schaukeln.«
»Das glauben Sie?«
»Ich weiß es sogar. Ich habe es selbst gehört. Man hat es mir gesagt, Schnüffler.«
»Wer – der Kapitän?«
Sie schüttelte den Kopf. »Nein, Sinclair, es war meine Tochter Gayle.«
»Dann war sie hier?«
»Richtig. Sie ist gekommen, um mich zu besuchen. Es war einfach großartig von ihr. Sie lebt, Sinclair. Sie ist nicht tot, aber sie befindet sich auf dem richtigen Weg.«
»Das heißt, auf dem Schiff!«
»Genau, Sinclair. Gayle ist zu einem Mitglied der Mannschaft geworden. Sie verstärkt es jetzt, sie dient dem Kapitän, und sie tut es gern, denn sie wird ewig leben.«

»Wie die anderen verschwundenen Frauen?«
»Stimmt.«
Jetzt hatte ich die Lösung. Vielmehr den Beweis für meine vorherige Annahme bekommen. Die einzelnen Glieder hatten nur noch in die Kette hineingehakt zu werden brauchen, und schon war alles klar.
»Ich habe Ihre Tochter in der vergangenen Nacht nicht gesehen. Oder ist die schon so verwest, daß nur mehr ein Skelett von ihr zurückgeblieben ist?«
»Sie sieht normal aus, meine ich.«
»Wir werden sehen.« Ich ließ mich nicht aus der Ruhe bringen und ging zu einem der Fenster. Mein Blick fiel abermals auf die Nebelwand, die nähergerückt war.
Von Suko war nichts zu sehen. Ihn hatte die graue Wand in sich aufgesaugt. Der Inspektor hatte einen verdammt gefährlichen Part übernommen. Klar, daß ich mir Sorgen um ihn machte.
Ich drehte mich wieder um. Im gleichen Moment hörte ich das Quietschen und sah, wie im Hintergrund des Raumes eine Tür geöffnet wurde. Dort erschien eine Gestalt, eine Frau, die ich bisher noch nicht zu Gesicht bekommen hatte.
Aber Mrs. Bowman kannte sie. »Komm ruhig näher, Gayle, wir haben auf dich gewartet…«

***

Das also war Gayle Bowman!
Das Licht strahlte nicht besonders hell. Die zweite Tür lag deshalb etwas im Halbdunkel, und ich konnte die Person auch nicht so genau erkennen.
Allerdings machte sie mir den Eindruck eines völlig normalen Menschen. Sie hatte nichts Zombiehaftes an sich, und damit kannte ich mich leider aus, weil wir gegen diese lebenden Leichen schon oft genug gekämpft hatten. Sie verließ ihren Platz auf der Türschwelle und betrat den ziemlich großen Raum. Eilig hatte sie es nicht, sie setzte ihre Schritte normal. Ich konzentrierte mich auf ihr Gesicht, wurde jedoch abgelenkt, weil etwas von ihr ausging, das mich irritierte. Es war einfach der Geruch. Es stank nach brakigem, fauligem Wasser, nach Moder und Vergänglichkeit.
Also doch zombiehaft…
Sie trug eine Hose, einen Pullover. Beide Kleidungsstücke waren verschmutzt. Irgendwelche Reste klebten wie Schlangen am Stoff.
Ihre Schritte waren kaum zu hören. Sie nickte Mrs. Bowman zu und schaute mich an, während sie gleichzeitig stehenblieb.
»Das ist er, Gayle!« So stellte mich Harriet Bowman vor, und sie tat es mit einer haßerfüllt klingenden Stimme, als wäre ich ihr persönlicher Todfeind.

»Ja, ich wußte, daß er kommen würde. Das sagte ich dir gestern schon. Sinclair ist wie ein Magnet. Er bleibt an jeder Spur kleben. Ein widerlicher Mensch, aber diesmal hat er sich zuviel vorgenommen.«

»Ach ja?«

»Klar, Bulle.«

»Dazu gehören Sie auch.«

»Ich habe mal dazu gehört. Jetzt ist mein Chef der Teufel.« Sie sprach die Worte voller Stolz aus und mußte sich kurz danach meine Frage gefallen lassen.

»Nicht der Käpt'n?«

»Beide.«

»Du bist ein Zombie – oder?«

Sie kam näher. Jetzt erreichte sie auch der Lichtschein. Ich sah die blaugrauen Stockflecken in ihrem Gesicht. Die Haut wirkte so, als wäre sie dabei, allmählich zu verfaulen. Ein widerlicher Anblick, wie ich fand. Wenn sie lächelte, bewegten sich auch die Flecken auf ihren Wangen, dann sahen sie aus, als würden sie platzen.

»Genug gestarrt?« fragte sie.

»Nicht ganz.«

»Dann werde ich dir etwas zeigen. Komm ruhig näher.«

Ich ging nur einen Schritt, das reichte. Mrs. Bowman lachte, als sie die Bewegung ihrer Tochter sah. Bestimmt wußte sie, was bald folgen würde. Tatsächlich hob Gayle die Hand und faßte dorthin, wo sich auch auf der Stirn der dunkle Fleck abzeichnete. Für mich sah es so aus, als wollte sie ihre Finger in die Haut hineintauchen. Statt dessen faßte sie diese an einer bestimmten Stelle an, kniff die Finger zusammen und zog die Haut von ihrem Gesicht weg, als bestünde sie nur mehr aus altem Gummi. Sie riß sich selbst ein Loch in den Schädel. Ein paarmal bewegte sie die Finger. Die verweste Haut fiel wie eine Pelle ab und landete klatschend auf dem Bohlenboden.

»Na, Sinclair?«

Ich enthielt mich eines Kommentars, denn mich interessierte nur die Stirn, wo die Haut fehlte. Sie sah scheußlich aus, denn das Fehlen hatte eine Wunder hinterlassen. Sie schimmerte hell. Dünnes Blut rann hervor, vermischt mit einer weißlichen Flüssigkeit, die über ihr Gesicht abwärts rann. »Und es macht mir nichts einmal aus, Sinclair. Ich verspüre keinerlei Schmerzen. Es ist alles so wunderbar leicht geworden, dank ihm und seinen Kräften. Es lebt sich gut als Tote.«

Ich schüttelte über diesen Widerspruch nicht einmal den Kopf. Irgendwo stimmte er ja auch. Allerdings stellte ich ihr die Trage, was sie wollte.

»Das ist doch klar. Käpt'n Sensenmann hat mir den Auftrag erteilt, Feinde aus dem Weg zu räumen. Du gehörst dazu und dein Freund ebenfalls. Er hat seinen Fehler schon begangen, wahrscheinlich ist er

schon längst eine Leiche. Du fehlst noch, Sinclair.«
»Dann willst du mich umbringen?«
»Natürlich.«
»Versuche es!«
Sie griff an ihre Seite, wo sie eine Waffe verborgen haben mußte.
Ich faßte an den Berettagriff und zog die Pistole hervor, als sie das leicht gebogene und höllisch scharfe Entermesser festhielt. »Damit schneide ich dir die Kehle durch!«
Ich lächelte. »Meinst du?«
»Immer.« Sie kam vor.
»Glaubst du nicht, daß eine geweihte Silberkugel schneller ist als dein Messer?«
»Das mag sein, aber…«
Da bekam ich es flaschendick, denn Harriet Bowman hatte im Sinne ihrer Tochter glänzend reagiert und mir die halbvolle Whiskyflasche gegen den Schädel geschleudert.
Sterne sprühten vor meinen Augen auf. Sie erschienen und explodierten.
Gleichzeitig gaben meine Knie nach, auch der Arm wurde mir schwer, ich schoß zwar noch, fehlte aber, und ein Vorhang legte sich vor meine Augen. Nur schwach konnte ich hindurchschauen, sah eine gespenstische Gestalt, die durch den Vorhang drang und dabei genau auf mich zuhechtete.
Es war Gayle mit ihrem Entermesser!

***

Eine Nacht zuvor hatte Suko das Geisterschiff im Nebel auf den Wogen schaukeln sehen. Jetzt aber hatte es abgehoben und schob sich über die Klippenkante hinweg.
Versehen mit einer scheußlichen Besatzung, deren Drang zum Mord unbedingt gestoppt werden mußte.
Aber wie?
Suko wußte es nicht. Im ersten Moment kam er sich so winzig klein vor. Es gab eigentlich nur eine Möglichkeit. Er mußte an Deck und sich der Mannschaft aus Zombies stellen.
Wie viele das waren, konnte er nicht sagen. In der Nacht hatte er einige vernichten können. Die Beretta und die Dämonenpeitsche würden auch weiter unter ihnen aufräumen.
Das Schiff »rollte« lautlos mit dem Nebel heran. Es stank nach verfaultem Holz, altem Wasser und allmählich verwesenden Leichen.
Darauf konzentrierte sich Suko nicht. Er rannte plötzlich auf die Backbordseite zu, weil er dort etwas entdeckt hatte.
Aus mehreren Kanonenluken hingen lange Taue, an denen Suko hoch und an Bord klettern konnte.

Wenn sie hielten, war alles klar, wenn nicht, würde er in die Tiefe stürzen.

Suko packte das Tau, prüfte durch Rucken die Festigkeit und war zufrieden.

Dann enterte er hoch.

Suko war ein hervorragender Kletterer, wenn auch nicht als Seemann ausgebildet, aber er zeigte wieder einmal seine Beweglichkeit und Klasse. Um die Höhe des Schanzkleids zu erreichen, benötigte er nicht viel Zeit. Er wand sich auch an den Rohren der Kanonen vorbei und fand Halt an einigen schräg in die Bordwand gesetzten Sparren.

Der Rest war ein Kinderspiel, denn man griff ihn auch nicht an.

Die Dämonenpeitsche hatte Suko ausgefahren in den Gürtel gesteckt. Ein Schlachtplan lag auch schon vor. Wenn eben möglich, wollte er sich Käpt'n Sensenmann als ersten vornehmen.

Sehr schwungvoll glitt er über die Reling, landete auf den alten, ihm weich vorkommenden Planken und orientierte sich in Richtung Bug, weil er dort den Rädelsführer entdeckt hatte.

Nebel umgab ihn, die Sicht war verdammt schlecht. Wenn etwas passierte, war es mehr zu ahnen.

Er sah seinen Hauptgegner nicht, dafür hörte er ihn. Immer wenn die Holzprothese des Kapitäns das Deck traf, hörte Suko einen dumpfen Laut.

Leider verzerrte der Nebel die Richtung der Geräusche. Sensenmann konnte sich am Bug aufhalten, ebensogut auch an der Steuerbordseite des Schiffes.

Kam er näher?

Etwas anderes geschah. Suko besaß zwar im Rücken keine Augen, er spürte jedoch den Luftzug und drehte sich gedankenschnell, wobei er gleichzeitig zur Seite tauchte.

Aus den alten Segelfetzen fiel eine mit einem Entermesser bewaffnete Gestalt auf ihn herab. Ein widerliches, lebendes Skelett, das Suko mit einem Streich den Hals durchtrennen wollte.

Der Inspektor trat zu. Er traf den Knochenmann, schleuderte ihn zu Boden und hämmerte mit der Peitsche zu.

Das Skelett löste sich auf.

Wieder einer weniger!

Jetzt aber kamen sie von allen Seiten. Sie griffen auch nicht an, denn sie waren nach der Vernichtung ihres Artgenossen viel vorsichtiger geworden.

Suko ließ sie eiskalt kommen. Es machte ihm auch nichts aus, als sie den Ring um ihn enger zogen. Wenn es soweit war, würde er ihn schon sprengen.

Leider wußte Suko noch immer nicht, wie viele Feinde er gegen sich hatte. Das konnten fünf sein, aber auch zehn oder noch mehr.

Ohne den Anführer versteht sich.

Sie alle waren mit Säbeln oder Degen bewaffnet. In manch lippenlosen Mäulern klemmten auch die Breitseiten scharfer Messer, mit denen sie auch hervorragend umgehen konnten.

Suko merkte nicht, daß sich das Schiff bewegte. Ihm kam es vor, als würde es auf einer Stelle verharren. Dabei trieb es der Nebel weiter, seinem nächsten schrecklichen Ziel entgegen.

Zu zweit griffen sie an.

Suko schlug mit der Peitsche zu, erwischte den ersten, teilte ihn, und der zweite lief in das geweihte Silbergeschoß, denn der Inspektor hatte auch seine Waffe gezogen.

Die Gestalten sanken innerhalb einer Staubfahne zusammen, die Waffen aber blieben.

Da erwischte Suko ein Schlag in den Nacken. Er hörte das Lachen, fiel nach vorn, prallte auf, drehte sich und sah Käpt'n Sensenmann wie ein Phantom im Nebel.

Er hatte mit einem Stück Holz geworfen und Suko ebenso getroffen, wie Mrs. Bowman seinen Freund John Sinclair, aber davon wußte der Chinese nichts.

Die anderen sahen ihre Chance.

Blitzschnell waren sie da. Suko rollte sich über die Planken. Er kam sich vor wie Burt Lancaster in seinen besten Tagen, als er einen Freibeuter gespielt hatte.

Aber Suko war nicht der Rote Korsar, und er befand sich auch nicht in einem Film.

Plötzlich spürte er den Schmerz in der linken Wade. Eine Säbelklinge hatte ihn dort erwischt.

Blitzschnell zog er das Bein an, der zweite Stich verfehlte ihn, der Säbel rammte in das Holz, und Suko bekam Gelegenheit, aufzuspringen.

Fast wäre er mit dem linken Bein wieder zusammengeknickt, doch er war hart im nehmen.

Mit einem Schuß holte er den nächsten von den Beinen, dann klammerte sich eine Knochenklaue an seinen linken Arm und zog ihn nach unten. Ein anderer lief auf ihn zu, schwang seinen Säbel, und Suko rammte trotz der Schmerzen seinen linken Fuß gegen die halbverweste Gestalt, so daß diese zurückflog.

Mit einer Drehbewegung befreite er sich endlich vom Klammergriff an seinem Arm und schleuderte die Gestalt zwei anderen entgegen. Sie gerieten in ein Durcheinander aus Knochen und Schädeln.

Suko feuerte.

Drei Kugeln benötigte er, da hatte er die nächsten drei Gestalten zu Staub zerfallen lassen.

Einer war noch da. Er schwang an einem Tau heran, ein Entermesser

zwischen den nicht mehr vorhandenen Lippen, den Degen in der rechten Knochenhand. Mit ihm wollte er Suko den Schädel spalten.

Der Inspektor wich aus und griff dann mit der Dämonenpeitsche an.

Sie klatschten voll ins Ziel. Der Zombie-Pirat hing noch am Tau, als er sich bereits auflöste. Sein Säbel fiel dem Inspektor buchstäblich vor die Füße.

Die Beretta steckte Suko weg, nahm statt dessen den Säbel an sich und drehte sich auf der Stelle.

Niemand griff ihn mehr an.

Hatte er alle erledigt?

Das wäre zu schön gewesen, um wahr zu sein. Aber noch lebte Käpt'n Sensenmann. Ihn konnte und durfte Suko einfach nicht überleben lassen. Nur hatte der es geschickt angestellt und sich irgendwo versteckt.

Als die Anstrengung des Kampfes etwas nachließ, spürte Suko auch die Verletzung. Er konnte nicht mehr normal durchtreten. Die Schmerzen zuckten, von der Wunde ausgehend, als böse Stiche durch sein linkes Bein.

Wie ein großes Grabtuch, so deckte der dichte, feuchte und modrig riechende Nebel das Deck zu. Wenn etwas zu erkennen war, verschwamm es vor Sukos Augen. Der Inspektor mußte schon sehr nahe an einen Gegenstand herangehen, um ihn deutlich erkennen zu können. Wie das Ruderhaus, zum Beispiel.

Ob er sich dort aufhielt?

Wenn ja, mußte Suko auf ein kastenartiges Podest klettern. Seine Verlängerung bildete eben das Ruderhaus, dessen Eingangstür offenstand und sich leicht bewegte.

Suko hörte plötzlich das Klimpern. Es war ein Geräusch, daß so gar nicht zu dieser lastenden Stille passen wollte. Ein metallischer Klang wehte über das Deck und durch den Nebel. Suko spürte einen Schauer auf seinen Rücken. Er fragte sich, woher dieses Geräusch stammte. Im Ruderhaus war es nicht aufgeklungen.

Eher in der Nähe des Bugs…

Suko stieg auch nicht auf das Podest. Er umrundete es, um an den Bug des Schiffes zu gelangen.

Aus dem Nebel wurde er angesprochen. »Ja, komm ruhig her, du Mensch aus einer anderen Zeit. Ich warte auf dich. Du brauchst keine Furcht zu haben. Wir sind jetzt allein.«

So wie die Gestalt sprach, konnte es sich nur um Käpt'n Sensenmann handeln.

Suko beeilte sich nicht, weil er nach wie vor mit einer Falle rechnete. Er hatte sich die Richtung genau gemerkt und sah den alten Piraten tatsächlich.

Das Skelett mit dem Dreispitz und der Beinprothese hockte neben

einer mit Goldstücken und wertvollen Geschmeide gefüllten Kiste.

Mit beiden Knochenhänden wühlte es den Schatz durcheinander, hob das Gold an, ließ die einzelnen Stücke wieder fallen und tauchte erneut seine Knochenklauen in die Masse.

Eine sichtbare Waffe trug er nicht. Seinen Säbel hatte er quer über die offene Hälfte der Schatztruhe gelegt. Er machte eine lächerliche Figur, wirkte wie ein Kintopp-Monstrum, doch Suko hütete sich, derart zu denken. Dieser Zombie-Pirat war gefährlich.

Er hörte damit auf, in seiner Beute herumzuwühlen, als Suko nahe genug an ihn herangetreten war.

»Das alles gehört dir!« sprach er Suko mit einer dumpfen, kratzig klingenden Stimme an.

»Ich werde es mir sowieso nehmen.«

»Nein, dazu müßtest du mich vernichten.«

»Das ist klar.«

Käpt'n Sensenmann lachte schaurig. »Wenn du das tatsächlich tust, ist alles verloren. Das Schiff, die Beute – einfach alles. Wenn nicht, kannst es an dich nehmen und in deiner Welt damit sogar Gutes tun. Du bist doch einer, der so etwas tun würde.«

»Richtig.«

»Nimm es und…«

»Was ist mit dir?«

»Ich verschwinde wieder.«

»Für wie lange?«

»Das weiß ich nicht. In deinem Leben wirst du mich nicht mehr sehen. Später, wenn du gestorben bist, soll dich doch nichts mehr angehen. Oder siehst du das nicht so?«

»Da habe ich leider eine andere Meinung.«

»Du bist ein Dummkopf«, sagte der Kapitän. »Ein richtiger Trottel, ein Narr bist du.« Er stemmte sich auf seine linke Knochenhand und drückte den durch die Prothese behinderten Körper in die Höhe.

Durch seine Prothese bereitete es ihm noch mehr Mühe. Er blieb in seiner gebückten Haltung, beide Klauen auf den Rand der Kiste gestemmt. »Es war dein letztes Wort, nicht wahr? Deine Entscheidung!«

»Ja!«

»Dann kämpfte wenigstens!« schrie Käpt'n Sensenmann, griff nach seiner Waffe, schnellte plötzlich hoch und stellte sich dem Inspektor zum Kampf.

Suko hätte es mit der Peitsche versuchen können. Das aber war zu riskant. Die Klinge hätte leicht den einen oder anderen Riemen durchtrennen können.

Und so nahm er den Fight an!

***

Manchmal kommt es auf eine blitzschnelle Reaktion und auch auf den Sekundenbruchteil an, um etwas erreichen zu können. In einer derartigen Lage befand ich mich. Noch immer durch den Treffer angeschlagen und auch etwas blind, ließ ich aber meine Beine vorschnellen, in der Hoffnung, den Körper der Frau zu treffen.

Ich erwischte ihn. Wo, das konnte ich nicht sehen, aber ich hörte ihren wütenden Ruf, einen dumpf klingenden Aufprall, dann fiel noch etwas um.

Ich blieb nicht auf der Stelle liegen und rollte mich zur Seite. Mit der Schulter berührte ich ein Tischbein, hörte nicht weit entfernt das Keuchen und mußte den Tritt der älteren Frau nehmen, der mich am Hals erwischte. Sie fluchte dabei, wollte noch einmal zutreten. Diesmal war ich schneller, bekam ihren Fuß am Knöchel zu packen und hebelte sie mit einem Ruck von den Beinen.

Mrs. Bowman fiel gegen den Tisch und schleifte ihn vor sich her.

Das kümmerte mich nicht, wichtig war ihre Tochter, dieses verfluchte Geschöpf der Hölle.

Auch sie hatte sich wieder gefangen, stand vor mir, während ich mich hinsetzte.

Mein Blick war nicht klar. Die Gestalt des Zombies bewegte sich vor meinen Augen.

Ich hatte die Beretta nicht fallen lassen und hob den rechten Arm mühsam an, als sie auf mich zuglitt.

Das Entermesser in der Rechten, in den Augen einen kalten Ausdruck. Haß zeichnete ihren Mund.

Verflixt, sie war eine Kollegin von mir gewesen. Um aber überleben zu können, mußte ich sie töten oder ihr die nötige Ruhe geben, damit sie nicht als Untote durch die Welt irrte.

Das Entermesser konnte auch als Wurfwaffe benutzt werden. Das hatte Gayle vor, als sie den rechten Arm hob.

Ich schoß.

Einmal, zweimal. Ob die erste oder die zweite Kugel sie erwischte, hatte ich nicht sagen können. Jedenfalls zuckte sie zusammen, beugte sich vor, warf den Körper wieder zurück und knickte die rechte Hand im Winkel zum Arm ab.

Die Faust öffnete sich. Das Entermesser rutschte hervor, fiel zu Boden; die Frau brach zusammen. Dabei wehte aus ihrem Mund ein leiser, pfeifender Schrei. Das letzte Signal vor dem endgültigen Aus.

Dann lag sie still…

Gayle Bowman verfaulte nicht, sie zerfiel auch nicht zu Staub. Sie war einfach noch ein zu junger Zombie gewesen. Halb auf dem Rücken und halb auf der Seite blieb sie liegen, mit einem entspannten Gesichtsausdruck, obwohl auf ihrer Stirn die offene Wunde klaffte.

»Farewell, Gayle«, sagte ich und fügte noch leiser hinzu. »Es tut mir

sehr leid…«

»Ja, es tut dir leid, du Hund! Es braucht dir nicht leid zu tun! Du hast sie umgebracht!«

Ich drehte mich, sah Harriet Bowman vor mir stehen. Sie stützte sich auf der Tischplatte ab. In ihren Augen leuchtete die nackte Wut, vielleicht sogar der Wahnsinn.

»Mrs. Bowman, es tut mir tatsächlich leid, aber es war nicht anders möglich. Nur so konnte ich ihr den Frieden geben, den auch sie braucht. Als Zombie wäre ihre Existenz furchtbar gewesen. Warum wollen Sie das nicht einsehen?«

»Geh!« keuchte sie. »Hau ab! Du hast mir das Letzte genommen, das mir geblieben ist!« Die Frau konnte nicht mehr. Sie war ausgelaugt, ohne Kraft. Die Arme knickten an den Ellenbogen ein. Über dem Tisch brach sie zusammen und blieb mit dem Oberkörper darauf liegen.

Ich schritt zur Tür, hörte Mrs. Bowman weinen und öffnete. Dann ging ich nach draußen und kam aus dem Staunen nicht mehr heraus…

***

Suko war durch seine Stichwunde in der linke Wade behindert, Kapitän Sensenmann durch seine Prothese, aber er erwies sich in den folgenden Sekunden als glänzender Fechter.

So schnell wie er die Hiebe parierte, hätte es auch ein Musketier des Königs bringen können.

Er trieb Suko in die Defensive, daß es nur so rauchte. Der Inspektor konnte nicht mehr tun, als nur versuchen, die verdammten Hiebe zu parieren.

Immer wieder trafen die Klingen aufeinander. Der hellklingende Schall tönte über eine Taurolle, fiel auf den Rücken, landete auf der Rolle und hörte schon den siegessicheren Schrei des Kapitäns.

Der Zombie-Pirat drosch auch hart zu, aber Suko gelang es wieder einmal, den Schlag zu parieren. Er hielt seinen Säbel schräg, die Wucht des Aufpralls trieb die Klinge nach unten, für einen Moment war er wehrlos, das wollte der Zombie ausnutzen.

Wuchtig hämmerte er zu.

Den Bruchteil einer Sekunde zuvor hatte sich Suko von der Taurolle geworfen.

So hackte die Klinge voll hinein. Jedenfalls brauchte Käpt’n Sensenmann Zeit, um sich neu zu orientieren.

Er drehte sich.

Diesmal schlug Suko zu. Sein Säbelstreich traf die Klinge seines Feindes, drückte sie zur Seite, und den nächsten Hieb setzte Suko raffiniert und wesentlich tiefer an.

Damit hatte der Horror-Käpt’n nicht gerechnet. Vielleicht hörte er noch das Krachen und Splittern der Prothese, die Wirkung bekam er

zwei Sekunden mit.

Da brach er zusammen.

Er kippte einfach weg, weil er auf dem linken Bein keinen Halt mehr hatte. Auch der Dreispitz wirbelte von seinem Kopf, so daß vor Sukos Blicke der blanke Schädel lag.

Käpt’n Sensenmann heulte auf.

Bis zu dem Augenblick, als Sukos wuchtig und rasant angesetzter Rundschlag der schrecklichen Existenz dieses untoten Piraten-Kings ein Ende bereitete.

Mit diesem einen gewaltigen Streich schlug Suko ihm den Knochenschädel vom Gerippe.

Da flatterte und flogen die Gebeine. Der Schädel krachte auf die Decke, rollte noch ein Stück weiter, bevor er sich auflöste, ein Blitz aus ihm hervorschlug und ihn zerstörte.

Das gleiche geschah mit den übrigen Knochen. Auch sie vergingen unter dem Abspalten und Sprühen kleinerer Blitze, die jedoch blieben und über das breite Decke des Piratenschiffes huschten.

Sie waren wie kleine Feuer, und sie zerstörten auch so wie Feuer.

Das Schiff ächzte, stampfte und schlingerte, die beiden Hauptmasten brachen nicht.

Suko rannte, wollte das Schiff auf dem gleichen Weg verlassen, wie er gekommen war, das ging nicht.

Es war auf einmal nichts mehr vorhanden.

Unter ihm hatte sich alles aufgelöst, und der Inspektor stand wieder auf dem normalen Boden, schaute nach vorn, sah das Haus der Bowmans, die offene Tür und erkannte eine Gestalt, die schwankend über die Schwelle schritt.

John Sinclair!

***

Auch ich sah Suko!

Mein Mund verzog sich zu einem verzerrten Grinsen. Verzerrt wegen meiner Kopfschmerzen und wegen der Tatsache, daß wir beide angeschlagen waren und aufeinander zuhumpelten.

Wir trafen uns auf halber Strecke, legten uns die Hände gegenseitig auf die Schultern.

Suko sprach zuerst. »Es gibt keinen Käpt’n Sensenmann mehr.«

»Und auch keine Gayle Bowman.«

»Dann haben wir seine Mannschaft zerstört.«

»Ja.«

»Was ist mit der Mutter?«

Ich hob die Schultern. »Wenn mich nicht alles täuscht, muß sie in ärztliche Behandlung. Sie hat einen Schock erlitten. Aber das werden wir alles noch regeln.« Mein Blick fiel auf die Blutspur, die Suko

hinterlassen hatte.

»Keine Sorge, die Klinge traf nur meine Wade.«

»Jedenfalls ist das so etwas wie ein Heimatschuß.«

»Was meinst du damit?«

»Glaubst du denn, daß du mit dieser Verletzung in den Tagen noch aktiv sein kannst?«

»Und wie ich das sein werde!« erwiderte Suko, um im nächsten Augenblick laut aufzuschreien, denn er sackte vor meinen Augen zusammen.

»Was ich dir sagte.« Ich half ihm wieder hoch.

»Mist!« fluchte Suko.

»Da ist noch etwas, alter Freund.«

»Und was, bitte?«

»Mit dieser Verletzung wirst du kaum in deinem BMW durch die Gegend kutschieren können.«

»Aha!« dehnte Suko. »Dann willst du ihn wohl fahren, wie?«

Ich schaute meinen Freund treuherzig an. »Aber nur, damit der Wagen im Winter nicht einfriert…«

ENDE